SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Bericht zur Lage der Generationen: ifb-Materialien zur Tagung "Erstes, zweites, drittes Lebensalter. Perspektiven der Generationenarbeit" in der Akademie für politische Bildung, Tutzing, 21./22. Sept. 1999

Dallinger, Ursula; Walter, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version
Konferenzbeitrag / conference paper

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Dallinger, U., & Walter, W. (1999). *Bericht zur Lage der Generationen: ifb-Materialien zur Tagung "Erstes, zweites, drittes Lebensalter. Perspektiven der Generationenarbeit" in der Akademie für politische Bildung, Tutzing, 21./22. Sept. 1999.* (ifb-Materialien, 2-99). Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb). https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-125149

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Bericht zur Lage der Generationen

Ursula Dallinger

Wolfgang Walter

ifb *– Materialien zur Tagung*

„Erstes, zweites, drittes Lebensalter.

Perspektiven der Generationenarbeit“

in der Akademie für politische Bildung, Tutzing,

21./22. Sept. 1999

Nr. 2-99

STAATSINSTITUT FÜR
FAMILIENFORSCHUNG
AN DER
UNIVERSITÄT BAMBERG

ifb.

© 1999
Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb)
D-96045 Bamberg
Hausadresse: Heinrichsdamm 4, D-96047 Bamberg

Leiter: Prof. Dr. Dr. h.c. Laszlo A. Vaskovics
Tel.: (0951) 965 25 – 0
Fax: (0951) 965 25 – 29
E-mail: sekretariat@ifb.uni-bamberg.de

Jeder Nachdruck und jede Vervielfältigung – auch auszugsweise – bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung des Staatsinstituts für Familienforschung an der Universität Bamberg.

Umschlagentwurf: fly out, Bamberg
Druck: Kopier- und Druckladen HM GmbH, Bamberg

Die Druckkosten des Materialienbandes übernahm das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Gesundheit.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort **7**

Zusammenfassung **9**

Einleitung **13**

1. Sozio-demographische Entwicklungen **15**
1.1 Bevölkerungsentwicklung heute und in Zukunft 15
1.2 Soziale und wirtschaftliche Situation alter Menschen 21
1.2.1 Haushaltszusammensetzung und Familienstand 21
1.2.2 Einkommen 22
1.2.3 Armut 26
1.2.4 Die Zukunft der Einkommensentwicklung im Alter 27
1.3 Krieg der Generationen? 28

2. Veränderung der Lebensbedingungen durch das Altern **32**
2.1 Rückzug oder Aktivität im Alter? Erklärungen der Sozialwissenschaften über das Altern 32
2.2 Übergang zur Rente 35
2.2.1 Altersgrenze und „Pensionierungsschock“ 35
2.2.2 Die „Verjüngung“ des Alters durch den Trend zur frühen Berufsaufgabe 36
2.3 Die Differenzierung des Alterns 38
2.3.1 Altern in verschiedenen sozialen Schichten 38
2.3.2 Lebensstile älterer Menschen 42
2.3.3 Junge und alte Alte 44

3. Lebensbedingungen der mittleren Generation **46**
3.1 Gemeinsame Lebenszeit und Generationenkonstellationen 46
3.2 Übergang zur Lebensphase des ‘empty nest’ 49
3.3 Frauen zwischen Beruf und Familie 51

4. Kontakte zwischen mittlerer und älterer Generation **55**
4.1 Räumliche Nähe der Generationen: Wohnen unter einem Dach, im gleichen Viertel, und weiter entfernt. 55
4.2 Emotionale Nähe, Konflikte und Kommunikationsschwierigkeiten zwischen den Generationen 59
4.3 Wohnungswechsel im Alter und im mittleren Erwachsenenalter 63
4.4 Veränderung der Eltern-Kind-Position in späten Lebensphasen 64
4.5 Vorurteile und Generationenkonflikt 65

5. Unterstützung zwischen der mittleren und der älteren Generation **68**
5.1 Wünsche und Möglichkeiten von gegenseitiger Unterstützung 68
5.2 Die mittlere Generation im Netz der Alltags- und Krisenhilfen 70
5.3 Alltags- und Krisenhilfe für die ältere Generation 76

6. Hilfe- und Pflegebedürftigkeit alter Menschen 81
6.1 Morbiditätsrisiken und Folgen der Pflegebedürftigkeit 81
6.2 Belastung pflegender Angehöriger 86
6.3 Unterstützung außerhalb der Familie und das Problem der Inanspruchnahme 88
6.3.1 Ambulante und stationäre Dienstleistungen 89
6.3.2 Die Pflegeversicherung 91
6.3.3 Andere außerfamiliäre Unterstützungsformen: Nachbarschaftshilfe, ehrenamtliche Helfer 92

7. Von der offenen Altenhilfe zur Generationenarbeit 94
7.1 Grundlagen der Altenarbeit 94
7.1.1 Gesetzliche Grundlagen und Ausgestaltung der Altenhilfe 94
7.1.2 Prävention und Selbständigkeit als Zielsetzungen der Altenarbeit 96
7.1.3 Von der Altenarbeit zur Generationenarbeit 97
7.2 Bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen 98
7.2.1 Vom Ehrenamt zum bürgerschaftlichen Engagement 98
7.2.2 Seniorenbüros und Seniorenvertretungen 100
7.3 Generationsübergreifende Projekte 101
7.4 Mehrgenerationen-Wohnen 102
7.4.1 Wohnen im Alter 102
7.4.2 Spezielle Wohnformen für alte Menschen 103
7.4.3 „Wahlfamilien“ 103

Literatur 105

Verzeichnis der Tabellen im Text

Tab. 1: Zuwachsraten einzelner Altersgruppen ... 19
Tab. 2: Anteil von Personen mit engen und sehr engen intergenerationellen Beziehungen nach Geschlecht ... 61
Tab. 3: Unterstützungserwartung an verschiedene Personen im Netzwerk bei praktischem und seelischem Bedarf ... 77
Tab. 4: Hilfe- und Pflegequellen nach sozialer Schicht ... 91

Verzeichnis der Abbildungen im Text

Abb. 1: Männer- und Frauenanteil der Bevölkerung Deutschlands über 65 Jahre ... 17
Abb. 2: Entwicklung demographischer „Lasten"-Quotienten ... 18
Abb. 3: Veränderung der Altersstruktur der Bevölkerung in Deutschland 1995 bis 2040 ... 20
Abb. 4: Verteilung der Altersrenten in Westdeutschland ... 24
Abb. 5: Verteilung der Altersrenten in Ostdeutschland ... 24
Abb. 6: Im Heim lebende Personen nach sozialen Schichten ... 42
Abb. 7: Erwerbsquoten von Frauen ... 52
Abb. 8: Teilzeitquote von Frauen ... 54
Abb. 9: Koresidenz der erwachsenen Kinder mit ihren Eltern ... 56
Abb. 10: Kontakthäufigkeit nach Geschlecht ... 58
Abb. 11: Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und Eltern ... 60
Abb. 12: Verwandtschaftliches Verhältnis der Hauptpflegeperson zur hilfe- und pflegebedürftigen Person ... 84
Abb. 13: Größe von Haushalten, in denen Pflegebedürftigen leben, nach Pflegebedarf ... 85
Abb. 14: Belastung der Hauptpflegeperson ... 86

Verzeichnis der Tabellen im Anhang

Tab. 1: Anteil der jeweiligen Altersgruppe an der Gesamtbevölkerung 1900 bis 2040 (in %) I
Tab. 2: Entwicklung demographischer „Lasten"-Quotienten von 1900 bis 2040 I
Tab. 3: Familienstand der Personen ab 60 Jahren nach Altersgruppe, 1995 (in %) II
Tab. 4: Durchschnittliche Höhe der monatlichen Geldleistungen aus „Regelsystemen" der Alterssicherung. Betrag in DM vor Steuern. Bezieher bzw. Bezieherinnen ab 55 Jahren 1992 II
Tab. 5: Nettoeinkommen von Ehepaaren und Alleinstehenden, Bezugsperson 65 Jahre und älter, 1995 III
Tab. 6: Anteil der Personen in Klassen von Vielfachen des durchschnittlichen Nettoäquivalenzeinkommens nach sozialen Gruppen in alten und neuen Bundesländern, 1993 (in %) III
Tab. 7: Soziale Schicht von Männern und Frauen nach dem Alter (gewichtet, in %) IV
Tab. 8: Erwerbsquoten von Frauen im Alter von 15 bis 65 Jahren in Westdeutschland 1977, 1990 und 1997 IV
Tab. 9: Teilzeitquote von Frauen 1971, 1976 und 1988 nach Altersgruppen V
Tab. 10: Koresidenz der erwachsenen Kinder mit ihren Eltern (in %) V
Tab. 11: Kontakthäufigkeit nach Geschlecht (in %) V
Tab. 12: Kontakte mit Eltern nach Lebenssituation der mittleren Generation (in %) VI
Tab. 13: Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und Eltern VI
Tab. 14: Hilfen zwischen (Schwieger)Eltern und erwachsenen Kindern VI

Vorwort

Die Ergebnisse der ifb-Forschungsarbeiten werden in zwei institutseigenen Publikationsreihen vorgelegt: ifb-Forschungsberichte und ifb-Materialien.

In den ifb-Forschungsberichten werden Endergebnisse von Projekten des ifb veröffentlicht, welche Forschungslücken durch eigene Erhebungen oder durch Reanalysen bereits vorhandener Daten schließen. Die Ergebnisse werden auf der Grundlage des aktuellen Standes der Forschungsliteratur interpretiert und für die wissenschaftliche Diskussion zur Verfügung gestellt.

In der Reihe der ifb-Materialien werden vorzugsweise Zwischenergebnisse laufender Projekte, Arbeitsberichte über die Forschungsaktivitäten des Instituts sowie Manuskripte aufgenommen, die Ergebnisse von Vorarbeiten für zur Drittmittelförderung vorgesehene größere Forschungsvorhaben beschreiben. Daneben werden in unregelmäßiger Reihenfolge Vortrags-Manuskripte von MitarbeiterInnen des Staatsinstituts veröffentlicht, die sich inhaltlich auf die Forschungsergebnisse des Instituts beziehen bzw. mit ihnen in Zusammenhang stehen. Weiter informiert das Institut durch Jahresberichte, in denen über alle abgeschlossenen, laufenden und für die nächsten Jahre beschlossenen Forschungsprojekte zusammenfassend berichtet wird. Hinzuweisen ist außerdem auf die „Zeitschrift für Familienforschung“, die in Trägerschaft des ifb beim Verlag Leske + Budrich erscheint.

Der vorliegende „Bericht zur Lage der Generationen“ ist im Projekt „Zusammenleben der Generationen – jetzt und später“ entstanden. Er faßt wichtige Ergebnisse der Generationenforschung für die interessierte Fachöffentlichkeit zusammen. Ein Ziel dieses ifb-Projekts ist es, der in den Medien verbreiteten Vorstellung vom „Krieg der Generationenen“ das realistischere Bild des Miteinanders der Generationen mit all seinen hilfs- und spannungsreichen Facetten entgegenzustellen. Die Veröffentlichung dieses Berichts aus Anlaß der Tagung „Erstes, zweites, drittes Lebensalter – Perspektiven der Generationenarbeit“, die das ifb in Zusammenarbeit mit dem Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Gesundheit und der Akademie für Politische Bildung in Tutzing veranstaltet, dient dazu, diese Erkenntnisse in Modellprojekte einzubringen, um Übergänge zwischen den Lebensaltern zu erleichtern und den Dialog zwischen den Generationen in Familie und Gesellschaft zu fördern.

Bamberg, September 1999 L.A. Vaskovics

Zusammenfassung

Das öffentliche Bild von den Beziehungen zwischen den Generationen ist geprägt vom Eindruck vereinzelt lebender älterer Menschen und insgesamt heute schwacher familiärer Bindungen, was sich auch in nur schwachen Beziehungen und geringem Hilfeaustausch zwischen der erwachsenen Kindergeneration und der alten Elterngeneration manifestiere. Dem stellt dieser Bericht zur Lage der Generationen ein differenziertes Bild auf der Basis von Ergebnissen sozialwissenschaftlicher Forschung gegenüber.

Zunächst wird gezeigt, wie sich im Zuge der demographischen Entwicklung gesamtgesellschaftlich die quantitativen Relationen zwischen den Altersgruppen verschieben. Das „Ergrauen der Gesellschaft“ geht einher mit einem wachsenden Anteil alleinlebender älterer Menschen. Deren wirtschaftliche Situation läßt sich als konsolidiert und dem Bevölkerungsdurchschnitt entsprechend bezeichnen, wenn es auch weiter Problemgruppen mit erhöhtem Armutsrisiko gibt und in Zukunft geben wird. Die Frage, ob diese im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen (wie den Arbeitslosen oder Alleinerziehenden) relativ günstige ökonomische Position und auch die aus der demographischen Entwicklung entstehende Belastung des sozialen Sicherungssystems zu einem Krieg der Generationen um die Verteilung knapper Ressourcen des Sozialstaates führen, werden kritisch betrachtet. Die Rede vom „Krieg der Generationen“ ist eher die mediengerechte Vermarktung des Themas als eine nüchterne Analyse der Begünstigungen und Belastungen der einzelnen Altersgruppen durch die Sozialpolitik. Wegen des künftig noch steigenden Altenanteils und damit wachsenden sozialstaatlichen Aufwendungen für diese Gruppe wird aber das Thema der Verteilungsgerechtigkeit weiter akut bleiben.

Der Übergang in den Ruhestand markiert den Beginn der Lebensphase Alter. Aktivitätsthese, Disengagementtheorie und Kontinuitätsthese werden diskutiert mit ihren Annahmen über die mit der Pensionierung einhergehenden Rollenverluste und der unterschiedlich eingeschätzten Notwendigkeit von deren Kompensation als Voraussetzung für „erfolgreiches Altern“. Das in den letzten Jahrzehnten immer weiter gesunkene Alter beim Ausscheiden aus der Erwerbssphäre produziert den kollektiven Effekt einer Vorverlagerung und Verjüngung des Alters. Weiter ist der Übergang in den Ruhestand von individueller Bedeutung, da sich wesentliche Lebenslagebereiche wie Einkommen, Berufsprestige oder beruflich vermittelte Sozialkontakte verändern; ein generell krisenhafter Übergang in den Ruhestand läßt sich nicht konstatiert. Differenziert nach Schichtzugehörigkeit und Lebensstil werden die Lebenslagen im Alter beschrieben.

Der Bericht zeigt, daß die parallele Lebenszeit der mittleren und älteren Generation der Familie historisch betrachtet ein sehr „junges“ Phänomen ist. Zu den Voraussetzungen bzw. Rahmenbedingungen von Generationenbeziehungen gehört weiter die Situation der mittleren Generation. Die Erwerbstätigkeit erwachsener Töchter, die ja in den letzten Jahren zumindest bis zum Alter von 54 Jahren zunahm, reduziert die Möglichkeiten von Beziehungen zu den alten Eltern. Mit dem im mittleren Alter anstehenden Auszug der Kinder aus dem Elternhaus, dem sogenannten „leeren Nest“, setzt eine neue Familienphase ein, die allerdings nicht nur zur Hinwendung zu den Eltern genutzt wird, sondern mit der Unterstützung der eigenen Kinder einher geht.

Es kann gezeigt werden, daß die Generationen meist räumlich nicht weit voneinander entfernt wohnen, was angesichts der geringen Wohnmobilität über weitere Distanzen nicht erstaunt. Jedoch ist für einen Anteil von etwa 16% der mittleren Generation die Wohndistanz der Eltern von mehr als 2 Stunden schwerer zu überwinden. Die Häufigkeit von Kontakten als ein ungefähres Anzeichen für Generationenbeziehungen ergibt ein ähnliches Bild: Es überwiegen relativ häufige Kontakte, wohinter sich allerdings auch nur Telefonate verbergen mögen, jedoch nimmt ein Viertel der mittleren Generation seltener als wöchentlich Kontakt zur alten Elterngeneration auf. Die Generationenbeziehungen vor allem in der Mutter-Tochter-Konstellation werden meist als eng empfunden. Jedoch ist auch die Vater-Sohn-Konstellation in der Regel weit davon entfernt, distanziert oder kühl zu sein, denn etwa drei Viertel der Söhne bzw. der Väter bezeichneten sie als eng oder sehr eng. Hinter diesen engen Beziehungen mögen eine ganze Reihe von Konflikten stehen, die auch bei engen Beziehungen nicht ausgeschlossen sind. Insbesondere bei intensivierten Kontakten infolge von Krankheit, Pflegebedarf und Verwitwung wird die eigentlich gewünschte innere Nähe bei Autonomie der Haushalte durchbrochen und Spannungen werden manifest. Auch ist dokumentiert, daß sich in der Bundesrepublik Deutschland seit Beginn der 80er Jahre die Wertorientierungen der jüngeren und der älteren Generation wie in keinem anderen der untersuchten Industrieländer auseinander entwickelten. Der internationale Vergleich mit dem hohen Maß an intergenerationellen Divergenzen und der zugleich bestehenden Nähe legt nahe, daß die Generationenbeziehungen ambivalent sind und es für familiäre Beziehungen in der späten Familienphase typisch ist, daß sie trotz unterschiedlicher Orientierungen bestehen.

Die Familie als Unterstützungsnetz spielt für die Generationen eine unterschiedliche Rolle. Die Austauschbeziehungen zwischen mittlerer und älterer Generation in der Familie sind relativ weniger umfangreich im Vergleich zum Austausch zwischen mittlerer und jüngerer Generation der Kinder, auch wenn erstere stärker im Blickpunkt der Öffentlichkeit steht. Die mittlere Generation leistet mehr an Unterstützung durch Geld und Dienstleistungen (Haushaltshilfe und Kinderbetreuung) an die eigenen (erwachsenen) Kinder als an die alte Elterngeneration. Dies ändert sich unter besonderen Umständen wie der Pflegebedürftigkeit. Der Bericht zeigt die große Bedeutung der mittleren Generation für dessen Bewältigung. Auch erhält die mittlere Generation mehr (vor allem emotionale) Unterstützung durch die eigenen Kinder als durch die alten Eltern(teile). Diese geben vor allem finanzielle Ressourcen als Geldgeschenke, wenn auch in geringerem Umfang als von der mittleren zur Kindergeneration fließt. Dies trifft natürlich für jene, die eine größere Erbschaft machen, nicht zu, jedoch ist diese Chance sozial unterschiedlich verteilt. Die zu erwartende Welle an Erbschaften der alten Generation könnte die Hilfe- und Austauschmuster dahingehend verändern, daß die meisten finanziellen Ressourcen erst am Ende des Lebens für die mittlere Generation fließen und dies die Unterstützung für erwachsene Kinder überflügelt.

Als typisches Unterstützungsmuster der älteren Generation wurde im Bericht gezeigt, daß sich diese vor allem auf den Partner stützt. Fehlt dieser, dann rücken die erwachsenen Kinder als Helfer nach, und erst wenn auch diese fehlen, werden andere Verwandte, Freunde und Nachbarn als Helfer und auch die formellen Dienstleistungen relevant. Der demographische Wandel bringt Situationen hervor, in denen in der „Hierarchie der Helfer“ Positionen übersprungen werden müssen: die zunehmende Zahl der wegen Verwitwung im Alter Alleinle-

benden richten sich an Kinder, Kinderlose richten ihren Unterstützungsbedarf gleich an formelle Diensten und das sonstige informelle Netz. Beide Wege gälte es zu stützen.

Altenhilfe besteht in Einrichtungen und Angeboten, die an altersbedingten Problemen ansetzen. Diese Ansätze sind in den letzten Jahren durch eine präventiv wirkende Altenarbeit und durch eine Generationenarbeit ergänzt worden, die hilft, den Übergang zwischen den Lebensaltern und den Dialog zwischen den Generationen besser zu gestalten. Es wird gezeigt, daß eine verstärkte Ausrichtung der Altenarbeit auf Prävention und die Ermöglichung selbständiger Lebensführung auch im Alter zur Generationenarbeit führt, da das Generationenverhältnis unter den im Bericht beschriebenen, sich wandelnden Bedingungen neue Anforderungen an das Altern stellt. Drei Bereiche sind von besonderem Interesse. Vor allem die sog. „Neuen Alten“, die aktiver, besser qualifiziert und engagierter sind, machen von der Möglichkeit zu bürgerschaftlichem Engagement Gebrauch, die sich in verschiedenen ehrenamtlichen Positionen und in Seniorenbüros und Seniorenvertretungen auswirkt. Eine Vielzahl von generationenübergreifenden Projekten fördern den Dialog zwischen den Generationen und die gegenseitige Hilfeleistung und das gemeinsame Arbeiten. Verschiedene Ansätze des Mehrgenerationenwohnens ergänzen diese Ansätze der Generationenarbeit.

In Zukunft werden sich sowohl die Generationenbeziehungen in der Familie als auch die in der Gesellschaft wandeln und vermutlich beide gleichermaßen an Bedeutung für die Lebensqualität der einzelnen zunehmen.

Abstract

Usually the public media depict intergenerational relationships as loosely bound and distant. In this view elderly people would live single and separated from their offspring, weak family ties in general would manifest themselves in a weak relationship to the elderly parents and little exchange of help and mutual support. This widespread public image is corrected by the report.

In a first step the demographic development is outlined and the thesis about a coming "war between the generations" is discussed. In a second step information about the living conditions in different areas which are important preconditions for intergenerational relationships are given. The social differentiation of the elderly in types of households, income situation, different strata and lifestyles are shown. Furthermore, insights on retirement and theories about ‘successful ageing’ with their different proposals about how to cope the loss of roles through retirement are presented. Referring to the middle generation, the increase of labour-force participation of women changes the conditions for support for the elderly.

In a third part the report deals with intergenerational relationships with reference to historical new development towards overlapping lifecycles in this century. Regarding geographical distance and contacts, in the average population we cannot speak about deficits. The majority lives together closely, but not in a common household, and has regular contact. But there is a minority living in a greater distance and with rare contacts. Emotional relationships are close, especially between daughter and mother. Again, certain groups will not show this pattern The mentioned closeness does not prevent conflicts.

Social support follows a specific pattern. The generation in the middle has more exchange with own offspring and vice versa. Concerning the need for support in the elderly population, a spouse or a partner is of primary importance in most areas. But elderly who are widowed or living without a partner will refer to their children as the primary helpers. Most of social support is given within the family, especially by the middle generation. The report outlines the necessity for professional care services and the use of the German care insurance, too.

In the last chapter, the report deals with approaches to intergenerational work that aim at supporting the transition between the different ages of a person and at helping to intensify the dialog between generations.

Einleitung

In der Öffentlichkeit wird oft ein Bild von der Lebenssituation der älteren Menschen gezeichnet, das sie als vereinzelt und isoliert von ihren Familien darstellt. Die fortschreitende Singularisierung in der Gesellschaft lasse die Älteren als Verlierer zurück, die sich gerade im Alter ihren Familien wieder besonders zuwenden möchten und diese auch verstärkt benötigen. Es ist die Rede von einem Verlust der traditionellen familiären Solidarität. Hilfebedarf der Älteren müsse zunehmend durch bezahlte oder sozialstaatlich bereitgestellte Dienstleistungen gedeckt werden, da die Beziehung zur Kinder-Generation nicht mehr tragfähig sei oder erwachsene Kinder zu Solidarleistungen nicht mehr bereit seien. Das ganze Szenario verdüstert sich angesichts des demographischen Wandels mit einer Zunahme der alten Menschen an der Bevölkerung und einer demgegenüber kleiner werdenden jüngeren Generation, so daß bereits die Voraussetzungen für das Zustandekommen von solidarischen Generationenbeziehungen fehlten. Wenn immer mehr Familien nur noch ein Kind oder gar keine Kinder mehr haben, werden schlicht die Möglichkeiten enger, überhaupt intergenerationelle familiäre Kontakte zu haben.

Aus zahlreichen Studien zu den familiären Beziehungen in der späten Lebensphase und zu den sozialen Netzwerken älterer weiß man jedoch, daß über die Grenzen des Haushaltes hinaus zwischen den zwar eigenständig wohnenden Generationen der erwachsenen Kinder und der alten Eltern vielfältige Beziehungen bestehen. Kommunikativer Austausch, praktische und emotionale Hilfe und Unterstützung – zumindest beim überwiegenden Teil der Familien – kennzeichnen die Generationenbeziehungen. Sie bilden den wesentlichen Teil des sozialen Netzes älterer Menschen. Daß dies nicht für alle Älteren gleichermaßen zutrifft und für bestimmt Gruppen und Lebenslagen durchaus Defizite auftreten, wird der vorliegende Bericht zeigen.

Generationenbeziehungen zu beschreiben in ihrem Ausmaß und in ihren unterstützenden Funktionen, aber auch mit ihren Konflikten ist das Anliegen dieses Berichtes. Doch ebenso hat er zum Ziel, die Lebenslagen zunächst jeder Generation für sich darzustellen, quasi als Skizze der Ausgangssituation, in der dann die Generationen aufeinandertreffen. Daraus ergibt sich der folgende Aufbau des Berichts. Im ersten Kapitel wird anhand von Informationen zur Bevölkerungsentwicklung, zu den diese bestimmenden Faktoren und deren künftigem Verlauf die demographischen Entwicklung beschrieben, um abschließend das Risiko eines „Kriegs der Generationen“ einzuschätzen. Im Anschluß daran werden die Veränderungen der Lebensbedingungen im Alter aus der Sicht sozialwissenschaftlicher Theorieansätze wie auch im Lichte von empirischen Daten dargestellt. Ist Altern ein Rückzug oder gelingt es nicht viel eher, dem Alter einen positiven Verlauf zu geben, wenn es mit Aktivitäten gefüllt wird? Sorgt die Kontinuität der Lebensstile und der Aktivitäten aus dem mittleren Alter für ein „erfolgreiches Altern“? (Kap. 2.1) Außerdem werden der Übergang zur Rente als dem Einstieg ins Alter (Kap. 2.2) und die Differenzen in zentralen Lebensbereichen älterer Menschen aus den unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten behandelt (Kap. 2.3).

Das dritte Kapitel wendet sich der mittleren Generation zu und zeigt zunächst die historische Neuartigkeit der Tatsache, daß die Generationen viele Jahre parallel leben (Kap. 3.1). Informationen zur Entwicklung von zwei Lebensbereichen der mittleren Generation, die ihre Be-

ziehungen zu der älteren Generation maßgeblich beeinflussen, schließen an; es sind dies die Veränderungen in der eigenen Familie (Kap. 3.2) und die Erwerbsbeteiligung der Frauen (Kap. 3.3).

Von diesen jeweiligen Lagen der älteren und der mittleren Generation ausgehend, wendet sich der Bericht nun den intergenerationellen Kontakten, Austausch- und Hilfebeziehungen zu. Kap. 4 behandelt die Kontakte zwischen der mittleren und der älteren Generation. Es wird zu zeigen sein, wie weit entfernt die Generationen überhaupt wohnen und ob sie in Kontakt miteinander stehen, ob räumliche Mobilität sie auseinander führt. Neben der räumlichen Nähe spielt als Grundlage der Generationenbeziehungen natürlich die emotionale Beziehung eine wichtige Rolle für die familialen Kontakte. Es wird gezeigt, inwiefern diese durch Vorurteile und Generationenkonflikte geprägt ist und inwiefern man von einem Vertauschen der Eltern-Kind-Position dann, wenn die Eltern hochbetagt werden, sprechen kann (Kap. 4).

Familien fungieren als soziale Netzwerke der Hilfe im Alltag wie auch bei außergewöhnlichen Krisen – nicht nur bei älteren Menschen. Das Fließen intergenerationeller Hilfe und Unterstützung gilt es zu skizzieren und die mittlere sowie die ältere Generation als Geber und Empfänger darin zu verorten (Kap. 5). Eine Funktion des familiären Netzes, die schon seit geraumer Zeit besonderes öffentliches, sozialpolitisches Interesse findet, ist die Hilfe- und Pflegebedürftigkeit älterer Menschen. Das sechste Kapitel arbeitet die Rolle der mittleren Generation bei der Pflege betagter Eltern(teile) heraus und zeigt die damit verbundene Belastung.

Im siebten Kapitel werden schließlich Ansätze dargestellt, die am Generationenverhältnis ansetzen. Traditionelle Einrichtungen und Angebote der Altenhilfe haben sich schon seit einiger Zeit zu Formen der offenen und präventiven Altenarbeit entwickelt. In diesem Bereich haben sich auch Projekte einer speziellen Generationenarbeit herausgebildet, so im bürgerschaftlichen Engagement älterer Menschen, in Projekten, die gezielt den Kontakt zwischen jungen und alten Menschen fördern, und in Ansätzen des Zusammenlebens verschiedener Generationen.

Die vorliegende Arbeit wurde auf der Basis eines Gliederungsentwurfs von Wolfgang Walter erstellt. Kapitel eins bis sechs wurden durch Ursula Dallinger geschrieben, Kapitel sieben durch Wolfgang Walter, die die Arbeit gemeinsam überarbeitet haben und verantworten.

1. Sozio-demographische Entwicklungen

1.1 Bevölkerungsentwicklung heute und in Zukunft

Die Entwicklung der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland und ihrer Altersstruktur in diesem Jahrhundert bis in den Anfang des kommenden Jahrtausends hinein wird oft als demographische „Revolution“ bezeichnet. Das grundsätzlich Neue ist der in der Tat noch nicht dagewesene hohe Anteil alter Menschen und damit einher gehend, eine veränderte Zusammensetzung der Bevölkerung nach verschiedenen Altersgruppen. Diese Verschiebung in der Zusammensetzung der Bevölkerung nach Altersgruppen mit einem deutlichen Trend hin zur Zunahme der Zahl älterer und der Abnahme der Zahl mittelalter und junger Menschen ist typisch für alle modernen, industrialisierten Staaten (Enquete-Kommission 1994: 37). Schon seit Jahrzehnten wächst die Zahl älterer Menschen stetig und sorgt für eine Strukturverschiebung im Altersaufbau der Bevölkerung hin zu höheren Altersgruppen. Im Jahr 1900 waren nur 8% der Bevölkerung 60 Jahre alt und älter, dagegen 1993 bereits 20% der Bevölkerung (Roloff 1996: 3). Als wesentliche Ursachen für die vergangene und künftige demographische Alterung gelten:

a) der säkulare *Geburtenrückgang* seit dem letzten Viertel des letzten Jahrhunderts. Mit den seit damals veränderten wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen fiel für die Familie der „ökonomische“ Wert einer großen Kinderzahl weg, so daß sich die Geburtenzahl je Frau auf ein immer niedrigeres Niveau hin bewegte. Während noch bis Anfang der 70er Jahre in beiden deutschen Staaten die Zahl der Geburten je Frau ausreichte, um den Generationenersatz zu gewährleisten (das heißt eine durchschnittliche Geburtenzahl von 2,1), so sank die Geburtenzahl bis 1989 auf 1,39 im früheren Bundesgebiet und auf 1,56 in der DDR. In den darauffolgenden Jahren sank diese Zahl in den neuen Ländern noch weiter (nämlich 1993 auf 0,77), vermutlich weil ostdeutsche Paare die Geburt von Kindern angesichts des wirtschaftlichen und sozialen Wandels aufschoben, aber nicht ganz aufgaben (vgl. Roloff 1996: 4). Alles spricht dafür, daß die Geburtenhäufigkeit auf ihrem niedrigen Niveau, das den Generationenersatz nicht erreichen kann, auch weiterhin verharren wird. Kein Experte erwartet ihren Wiederanstieg auf ein Niveau, das die Bevölkerung konstant hielte (Enquete-Kommission 1994: 45).

b) die gestiegene *Lebenserwartung*, die aufgrund der Fortschritte der Medizin und der hygienischen Bedingungen erreicht wurde. Zu unterscheiden ist zwischen der Frühsterblichkeit und der Altersstерblichkeit. Während die Verringerung ersterer den Geburtenrückgang verlangsamte, wirkt sich eine Verringerung letzterer heute im Sinne einer weiteren Steigerung der Lebenserwartung im Alter aus. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag 1994 bei ca. 77 Jahren und ein weiterer Anstieg der Lebenserwartung wird angenommen. Eine nach Geschlecht differenzierte Betrachtung weist die bekannte höhere Lebenserwartung der Frauen gegenüber den Männern auf. Während für neugeborene Jungen in den Jahren 1993/95 die Lebenserwartung bei 73,5 Jahren (West) bzw. 70,7 Jahre (Ost) lag, ergibt sich für neugeborene Mädchen eine etwa 6 Jahre höhere Lebenserwartung von 79,8 (West) bzw. 78,2 (Ost) Jahren. Auch zwischen dem alten Bundesgebiet und den neuen Ländern besteht also eine (sich bereits angleichende) Differenz der Lebenserwartung.

Von der Lebenserwartung Neugeborener zu unterscheiden ist die *fernere Lebenserwartung von bereits älteren Menschen*, die die aktuellen Zugewinne an „Lebenszeit" spiegelt, und mit der man zu höheren Zahlenwerten kommt. Im früheren Bundesgebiet hatten 1993/95 60jährige Frauen bzw. Männer noch 22,8 Jahre bzw. 18,3 Jahre zu erwarten, 80jährige noch weitere 8 Jahre (Frauen) bzw. 6,5 Jahre (Männer). In den neuen Ländern sind auch diese Werte geringer (vgl. Backes/Clemens 1998: 35). Es wird mit einer abgeschwächten Zunahme der ferneren Lebenserwartung im nächsten Jahrhundert gerechnet. Die demographische Alterung ist letztlich davon abhängig, wie viele Menschen 60 Jahre und älter werden, setzt man die Altersgrenze hier an. Anfang des Jahrhunderts erreichten von 100 neugeborenen Jungen 44 das Alter von 60 Jahren. 1990 vollendeten von 100 neugeborenen Jungen jedoch 84 das Alter von 60 Jahren. Für neugeborenen Mädchen gelten höhere Werte: Zu Beginn des Jahrhunderts wurde ca. die Hälfte, dagegen 1992/94 die meisten (92%) 60 Jahre alt (vgl. Roloff 1996: 5).

c) die Zahl und Struktur der *Wanderungen* gegenüber dem Ausland. Wie Wanderungen die altersmäßige Bevölkerungszusammensetzung verändern, hängt von der Altersstruktur der Zu- und Abwandernden ab. Migranten sind in der Regel jüngere Menschen (mit Ausnahme der in den 60er und 70er Jahren aus der DDR abwandernden Senioren). So waren vom gesamten Wanderungsgewinn von ca. 404 000 Menschen, den Deutschland im Jahre 1993 verzeichnete, 86% unter 40 Jahre alt. Trotz dieser relativ „günstigen" Altersstruktur der Zuwandernden läßt sich mit Zuwanderung langfristig der demographische Alterungsprozeß nicht stoppen, sondern lediglich etwas bremsen. Modellrechnungen, die dies belegen, führen dies auf das mit der Zeit sich anpassende Geburtenverhalten zurück und darauf, daß auch Migranten hier altern (vgl. Roloff 1996: 6f.).[1] So würde etwa die demographische Alterung fortschreiten, auch wenn jährlich 250 000 Menschen im Alter zwischen 15 und 29 Jahren zuwanderten (Enquete-Kommission 1994: 83). Der Umfang der Bevölkerung wird dagegen doch von der Wanderung beeinflußt. Seit 1972 wäre allerdings die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland um 2,05 Millionen geschrumpft, hätte nicht die Zuwanderung diese Verluste ausgeglichen. Bei einem unveränderten generativen Verhalten würde die Bevölkerung in 28 Jahren (das ist der durchschnittliche Abstand zwischen Eltern- und Kindergeneration) um 34% abnehmen (also etwa von 1990: 80 Mio. bis 2018 auf 52,8 Mio.).

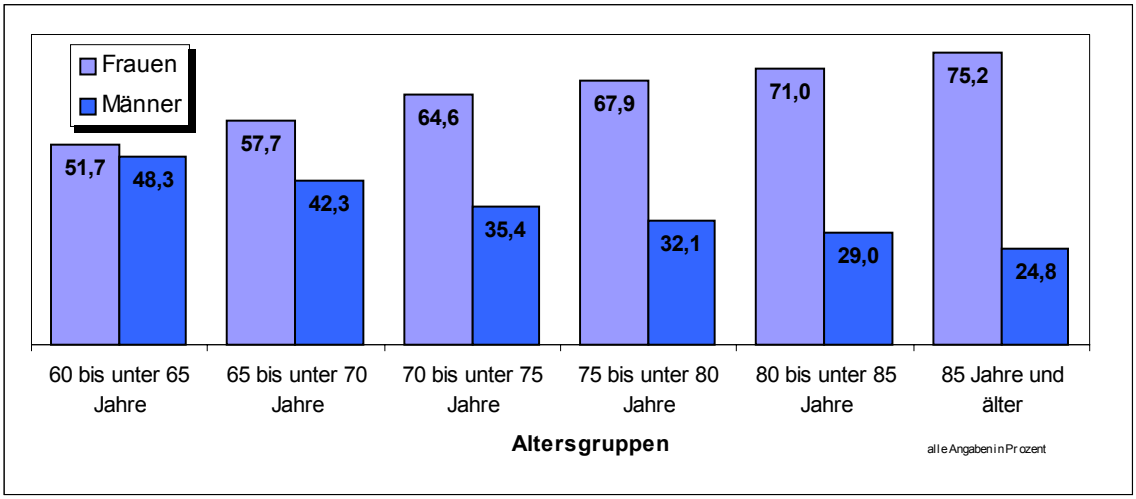
Diese drei Faktoren – Geburtenrückgang, steigende Lebenserwartung und Wanderung – führen zur *veränderten Alterszusammensetzung* der Bevölkerung, bei der der Anteil der Kinder und Jugendlichen stark abnimmt und der Anteil der alten Menschen drastisch ansteigt: Personen unter 20 Jahren machten 1900 noch 44,2% aus, 1995 nur noch 21,6% und künftig nur noch 15% der Bevölkerung. Im Unterschied dazu verdreifachte sich die Altersgruppe der über 65jährigen von lediglich 4,9% im Jahre 1900 auf 15,6% im Jahre 1995. Bis zum Jahre 2040 ist ein Anstieg auf über 30% prognostiziert (siehe Tab. 1, S. I im Anhang). In absoluten Zahlen liest sich das folgendermaßen: Im Deutschen Reich von 1900 lebten 2,76 Millionen über 65jährige. Im vereinigten Deutschland von 1995 waren es 12,71 Millionen und im Jahre 2040

[1] Die Enquete-Kommission (1994: 57) konstatiert zumindest einen kurzfristigen Effekt der Verjüngung durch Zuwanderung.

werden zwischen 21,02 und 21,7 Millionen ältere, in der Bundesrepublik lebende Menschen prognostiziert (vgl. Backes/Clemens 1998; Enquete-Kommission 1994).

Da es sich bei dieser sowohl absolut wie auch relativ größer werdenden Gruppe der Älteren in der Mehrzahl um Frauen handelt, wird gesagt, daß das *Alter(n) weiblich ist*. Je höher man in den Altersstufen steigt, um so mehr gilt dies (siehe Abb. 1, S. 17). Denn aufgrund der nach Geschlecht sich unterscheidenden Lebenserwartung geht der Anteil der Männer in den höheren Altersgruppen mehr und mehr zurück. Daher besteht die ältere Bevölkerung ab 60 Jahren zu zwei Dritteln aus Frauen, aber von den über 75jährigen sind bereits drei Viertel Frauen. Die Proportionen werden sich künftig zwar annähern, aber die Hochbetagten über 80 Jahre werden weiter überwiegend aus Frauen bestehen.

Abb. 1: Männer- und Frauenanteil der Bevölkerung Deutschlands über 65 Jahre



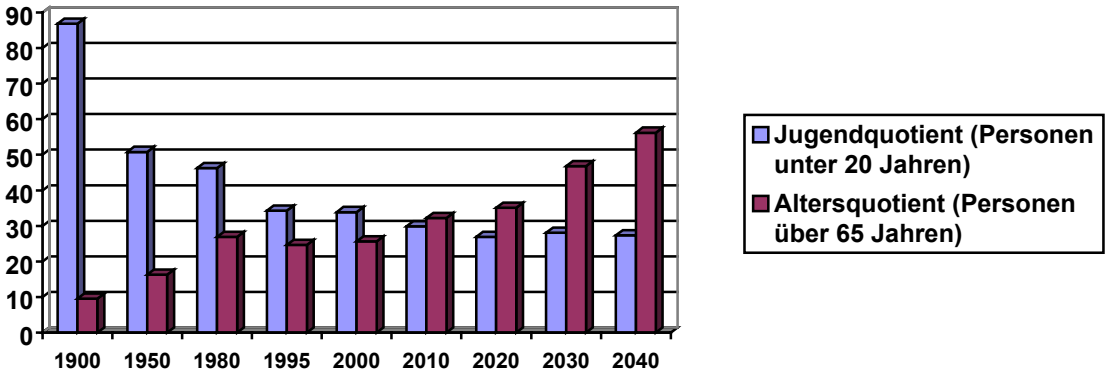
Legende: Angaben für das Jahr 1995. Quelle: Tews 1996: 14.

Die Alterszusammensetzung der Bevölkerung (und deren langfristiger Wandel) läßt sich auch mit den sogenannten *Lastquotienten* zeigen, die gerne für sozialpolitische Zwecke genutzt werden, um die Brisanz der demographischen Entwicklung für die sozialen Sicherungssysteme und die Belastung der Erwerbstätigen deutlich zu machen. Die Lastquotienten stellen die erwerbsmäßig aktive mit der nicht erwerbstätigen Bevölkerung ins Verhältnis und sollen annäherungsweise ausdrücken, wie groß die Belastung durch den „Unterhalt“ für junge und alte nicht Erwerbstätige sind. Aus diesem Gedanken ergeben sich die Altersabgrenzungen nach unten und oben, die natürlich nur annäherungsweise dieses Ziel erfüllen. Da es sich um ein rein zahlenmäßiges Verhältnis handelt, ist über die Größe der tatsächlichen sozialstaatlichen Aufwendungen noch nicht viel gesagt. Diese werden letztlich von der (gesetzlich fixierten) Ausgestaltung des Sicherungssystems bedingt. Auch sollte man sich vor der in diesen Quotienten impliziten Unterstellung hüten, irgendein Verhältnis zwischen jüngerer, mittlerer und alter Altersgruppe als das optimale oder gar „natürliche“ zu sehen, denn jede Gesellschaft produziert die für sie typischen Relationen.

Ergebnis dieser in Abb. 3, S. 18, gezeigten langfristigen Entwicklung ist ein zahlenmäßiges Verhältnis zwischen junger und alter Altersgruppe, bei dem im Jahre 2040 die „Alterslast“

fast doppelt so hoch ist wie die der Kinder und Jugendlichen. Der Altenquotient von 25,7 Personen über 65 Jahre auf 100 Personen im Alter zwischen 20 und 65 Jahren des Jahres 2000 nimmt sich da vergleichsweise moderat aus.

Abb. 3: Entwicklung demographischer „Lasten"-Quotienten



Quelle: Statistisches Bundesamt, BMI 1996 nach Backes/Clemens 1998: 36. Für genauere Zahlen siehe auch Tab. 2, S. I im Anhang.

Arbeitet man bei den Lastenquotienten wie die Enquete-Kommission „Demographischer Wandel" mit einer anderen Altersgrenze, nämlich der von 60 Jahren – mit der Begründung, daß dies dem tatsächlichen Renteneintrittsalter entspricht – , dann steigen die Altenquotienten stark an. Der für das Jahr 2000 angegebene Wert beträgt 42,8 und dürfte angesichts derzeitiger Altersverhältnisse beim Übergang in den Ruhestand realistisch sein (vgl. 1994: 68,69) Allerdings muß man mitbedenken, daß ja die Rentenpolitik darauf abzielt, im kommenden Jahrtausend das Renteneintrittsalter anzuheben. Daher wurde hier für die Darstellung der zukünftigen Entwicklung in Abb. 3, S. 18, auf die höhere Altersgrenze zurückgegriffen. Der Vergleich der Quotienten unterstreicht, wie stark die Maßnahmen zur Anhebung des Austrittsalters aus dem Erwerbsleben auf die gesetzliche Altersgrenze von 65 Jahren zur Entlastung der Aktiven beitragen.

Ein wegen seiner sozialpolitischen Konsequenzen besonders herausragendes und beachtenswertes Merkmal der demographischen Entwicklung ist die *Zunahme hochaltriger Menschen*, bei denen ein besonders hoher Bedarf an hauswirtschaftlicher Versorgung, Pflege und medizinischen Leistungen angenommen werden muß (vgl. Tews 1993: 17; Olbermann/Reichert 1993). Die Gruppe hochaltriger Menschen jenseits des 80. Lebensjahres verzeichnete in den letzten Jahren einen sprunghaften Zuwachs an der Gesamtbevölkerung wie sich mit einem Vergleich der Zuwachsraten einzelner Altersgruppen zwischen 1950 und 1985 zeigen läßt.

Tab. 1: Zuwachsraten einzelner Altersgruppen

65-70jährige .....+ 7 v.H.	80-85jährige .....+ 240 v.H.
70-75jahrige .....+ 88 v.H.	85-90jährige .....+ 378 v.H.
75-80jährige .....+ 152 v.H.	90jährige und älter ...+ 830 v.H.

Quelle: Backes/Clemens 1998: 37.

Die Zunahme der Hochaltrigkeit ist also überproportional verlaufen. Die Entwicklung hin zu *Hochaltrigkeit* wird sich in Zukunft fortsetzen: gab es 1950 nur 1% über 80jährige, so stieg ihr Anteil an der Bevölkerung 1995 auf 4,0%, und 2040 wird er 8,6% betragen (vgl. Grünheid/Schulz 1996: 419; vgl. auch Enquete-Kommission 1994: 73). Auch diese Entwicklung ist eine, die insbesondere von den alten Frauen getragen wird, was wegen der höheren Lebenserwartung der Frau auf der Hand liegt. Nach Prognosen muß man erwarten, daß nach dem Jahre 2000 auch Männer diesen Trend zu Hochaltrigkeit verstärkt nachvollziehen.

Heute noch leben nur wenige *ältere Menschen ausländischer Herkunft* in der Bundesrepublik Deutschland. 1995 machten über 60jährige nur 5,5% der ausländischen Bevölkerung aus, im Jahre 2000 werden es lediglich 7,7% sein. In dem Maße, in dem die heutigen Jahrgänge mittleren Alters in die Altersphase eintreten, ebnet sich die große Differenz zum hohen Altenanteil der deutschen Population ein. Im Jahre 2030 wird ein gutes Viertel (26,5%) der Ausländer zur Altenbevölkerung zählen, im Jahre 2040 bereits fast ein Drittel (31,1%). So wie ein gewisser Anteil an Ausländern die Bevölkerungszusammensetzung der Bundesrepublik Deutschland prägt, so wird die künftige Generation der Alten viel mehr als heute auch aus Älteren anderer Länder bestehen.

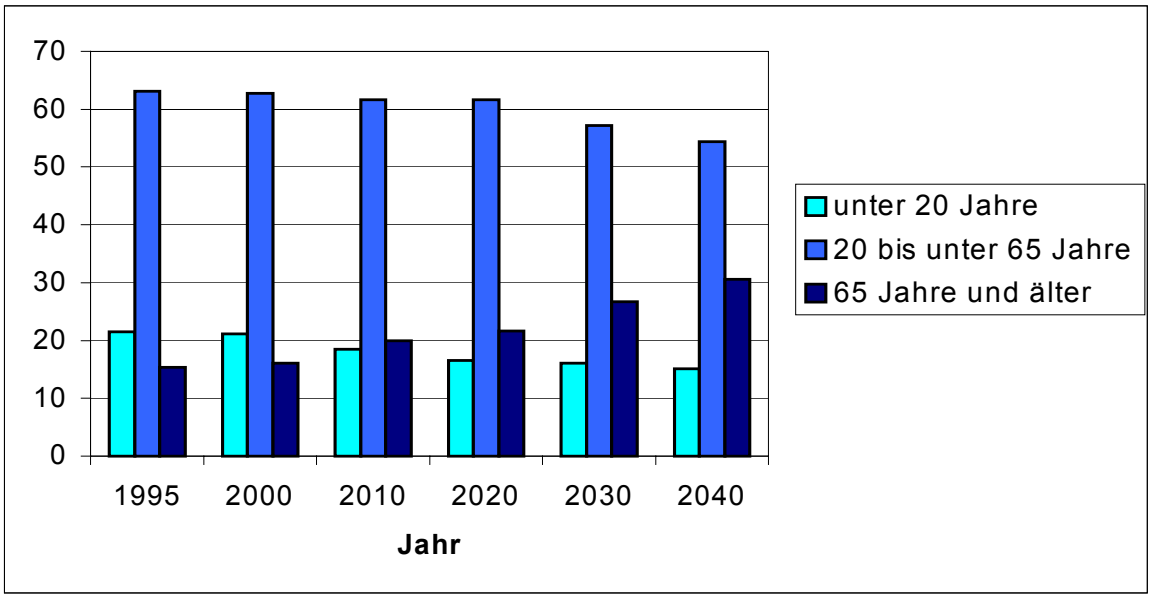
Prognosen

Aussagen über die künftige Entwicklung der Bevölkerung hängen davon ab, welche Faktoren in die Modellrechnung eingehen und welche Veränderungen für sie angenommen werden. Nach dem dargestellten Verursachungszusammenhang des demographischen Alters müssen Annahmen über die Geburtenrate, die Sterblichkeit und die Wanderung eingehen. Je nach dem, wie zuverlässig und stabil das jeweilige Geschehen geschätzt werden kann, treffen die Prognosen mehr oder weniger gut zu. So variieren die Prognosen etwa hinsichtlich der weiteren Steigerung der Lebenserwartung, die manche um weitere 2 Jahre bis zum Jahre 2000 oder sogar um 3 Jahre bis 2019 wachsen sehen.

Alle Prognosemodelle stimmen darin überein, daß die künftige Bevölkerungsentwicklung bis zum Jahr 2040 geprägt ist durch eine Abnahme der Bevölkerungszahl und eine Alterung der Bevölkerung. Eine Modellrechnung des Bundesministeriums des Inneren von 1996 geht von konstanter Sterblichkeit, niedriger Zuwanderung (alternatives Modell: hohe Zuwanderung) und konstanter Geburtenhäufigkeit in den alten, und sich an das „westliche“ Niveau angleichende Geburtenziffer (von 1,3 Geburten je Frau) in den neuen Bundesländern aus. Unter diesen Annahmen muß man damit rechnen, daß die Bevölkerung von 81,54 Millionen 1995 auf 68,8 Millionen im Jahre 2040 zurückgeht. Die veränderte Altersstruktur (siehe Abb. 5, S. 20) weist einen kleiner werdenden, bis 2040 auf 15,1% sinkenden Anteil Jüngerer auf und einen

auf 30,6% steigenden Anteil der Menschen im Alter über 65 Jahren. (vgl. Backes/Clemens 1998: 46; Roloff 1996: 7; Enquete-Kommission 1994: 91).[2]

Abb. 5: Veränderung der Altersstruktur der Bevölkerung in Deutschland 1995 bis 2040



Legende: Größe der einzelnen Altersgruppen in Prozentanteilen der Gesamtbevölkerung. Quelle: Grünheid/Schulz 1996.

Erst in späteren Jahrzehnten – etwa ab dem Jahre 2060 – hat sich das Verhältnis zwischen den Altersgruppen wieder eingependelt, so daß die Altersstruktur „ausgewogener" aussieht im Sinne gleicherer Anteile der Altersgruppen in einer dann insgesamt kleineren Bevölkerung.

Der Altenquotient verdoppelt sich bis zum Jahre 2030 auf 71 ältere Personen (60+) je 100 Personen im Alter zwischen 20 und 60 Jahre. Für die Sicherung der Renten ist allerdings die Zahl der Erwerbstätigen maßgeblicher, denn nicht jeder aus der mittleren Generation ist erwerbstätig. Die Maßzahl, die sich dazu prognostizieren läßt, ist aufgrund des schwer vorhersehbaren Beschäftigungsniveaus allerdings sehr vage. Angenommen das Erwerbsniveau von 1993 bliebe konstant, dann müßten 2040 einhundert Erwerbstätige für 83 Senioren aufkommen (1993 nur für 48). Wird, wie beabsichtigt, die Lebensarbeitszeit auf 65 Jahre gehoben, dann ist von einer Relation auszugehen, bei der 100 Erwerbstätigen nur noch 68 Rentner über 65 Jahre gegenüberstehen (vgl. Roloff 1996:8).

[2] Die Anteile in Abb. 5, S. 20, unterscheiden sich von denen in Abb. 3, S. 18, weil letztere auf je 100 Personen der mittleren Generation der Erwerbstätigen prozentuiert sind, während in Abb. 5, S. 20 die Prozentuierungsbasis die Gesamtbevölkerung ist.

1.2 Soziale und wirtschaftliche Situation alter Menschen

1.2.1 Haushaltszusammensetzung und Familienstand

In einer alternden Bevölkerung wandelt sich auch auf eine typische Weise die Zusammensetzung der *Haushalte* und damit der *Lebensformen*. Es läßt sich eine zunehmende Zahl Alleinlebender beobachten (unten genauer erläutert), für die sich das Schlagwort von der Singularisierung ausgeprägt hat. Das hat Folgen für die einzelnen Menschen und ihre subjektive Lebenssituation: wie sehen die Kontakte dieser Alleinlebenden aus? Besteht bei ihnen das Problem der Einsamkeit oder verfügen sie eben über soziale Beziehungen außerhalb des Haushaltes? Wer hilft, wenn es im Haushalt selbst keine möglichen Helfer gibt? Die Singularisierung hat aber auch Folgen für die Gesellschaft als Ganzes: muß dann nicht eine größere Zahl an Hilfsdiensten für verschiedenste Bedarfe ausgebaut werden? Fehlt einer solchen Bevölkerung aus einzelnen der „soziale Kitt"? Auf die mit der Entwicklung der Haushaltsformen zusammenhängenden Fragen und Probleme werden spätere Kapitel eingehen. Hier werden zunächst einmal sozio-demographische Merkmale wie Haushaltsstruktur und Familienstand dargestellt, die in anderen Kontexten eine enorme Bedeutung haben.

Daß sich die Zusammensetzung der Haushalte in Hinsicht auf die Anzahl der darin lebenden Personen und deren Familienstand ändert, geht sowohl auf den Alternsprozeß zurück, als auch auf den Wandel der Familienformen in der modernen Gesellschaft. Alternsbedingt steigt die Anzahl der Alleinlebenden aufgrund von Verwitwung. Da seit den 70er Jahren mehr Menschen ohne Kinder bleiben, die Heiratsneigung sinkt und zudem die Zahl der Ehescheidungen steigt, kommen aus diesen Kohorten zusätzlich Alleinlebende hinzu. Derzeit läßt sich erst ansatzweise abschätzen, wie sich diese neuen Familienformen auf das Altern, die sozialen Netze und Beziehungen zu den Kindern auswirken. Denn auch ohne Eheschließung und trotz Scheidung werden stabile Partnerschaften eingegangen, die zusammen altern. Ob also die sinkende Heiratsneigung und die zunehmende Zahl der Scheidungen bereits ein Alarmsignal bezüglich des Alterns sind (vgl. Rosenkranz 1996), bedarf der Überprüfung. Für das zunehmende Fehlen von Kindern existiert demgegenüber kein Substitut.

Es gibt mit dem Alter eine Zunahme des Anteils *Alleinstehender*, allerdings mit einem zentralen Unterschied zwischen Mann und Frau. Da Frauen in der Regel länger als der Ehepartner leben, sind sie es, die mit dem Alternsschicksal „Alleinleben" rechnen müssen. Sie müssen die sich daraus ergebende Konsequenz eines geringeren Potentials psychischer, sozialer und pflegerischer Unterstützung bewältigen. Verursacht wird diese größere Anteil Alleinlebender unter den Frauen neben der höheren Lebenserwartung durch das traditionell wie auch heute immer noch meist geringere Alter der Frau in der Ehe. Daher ist der überwiegende Teil alter Männer verheiratet, dagegen der Großteil alter Frauen über 60 Jahre verwitwet oder geschieden. Um dies mit Zahlen zu verdeutlichen: in der Altersgruppe der 60-65jährigen sind bei den Männern noch 84,8% verheiratet und bei den Frauen bereits nur noch 68,9%. In der Altersgruppe der 75-80jährigen sind immer noch 77,1% der Männer, aber nur noch 26,1% der Frauen verheiratet. Erst bei den über 80jährigen ist auch ein großer Teil der Männer verwitwet (55,2%), aber bei den Frauen dieses Alters sind es schon 78,9%. Zudem bleiben Frauen nach

ihrer Verwitwung, aber auch nach ihrer Scheidung öfter als Männer ohne neuen Partner. (siehe Tab. 3, S. II im Anhang; vgl. Roloff 1996: 11)

Eng damit hängen die *Haushaltsformen* älterer Menschen zusammen. Insgesamt betrachtet handelt es sich meist um Ein- oder Zweipersonenhaushalte (Backes/Clemens 1998: 45). Nach dem oben zum Familienstand gesagten, stellt aber der *Einpersonenhaushalt* mit zunehmendem Alter und überwiegend für Frauen die vorherrschende Lebensform dar (82,1% der Haushalte über 60jähriger; vgl. Roloff 1996: 10). Auch die künftig alten Menschen werden diese Muster des Familienstandes und der Haushaltsformen aufweisen. Das heißt: die jungen Alten leben noch zu einem großen Teil in Zweipersonenhaushalten als (Ehe)Paar; mit steigendem Alter wird dann der Einpersonenhaushalt dominant und dies vor allem bei den Frauen, wobei künftig allerdings die Zahl der alleinlebenden Männer etwas steigt. Dennoch verfügen ältere Männer über ein größeres Potential an Unterstützung in ihrer eigenen Generation – nämlich durch die Ehefrau – bereits durch ihre Haushaltssituation. Dagegen müssen ältere Frauen stärker auf die Generationenbeziehungen, das Helferpotential der Kinder und möglicherweise auch der weiteren Verwandtschaft und Freundschaften setzen (siehe Kap. 4 des Berichts).

Alleinstehend sein und alleine leben bedeutet nicht Isolation oder Einsamkeit. Entscheidend sind die familiären und anderen sozialen Kontakte über den eigenen Haushalt hinaus. Auch wäre bezüglich der Entwicklung der künftigen Lebenssituation im Alter von Interesse, ob und in welchem Umfang sich möglicherweise das Leben mit einem Partner als nichteheliche Lebensgemeinschaft ausbreitet.

1.2.2 Einkommen

Beschreibt man die wirtschaftliche Situation älterer Menschen mittels des Einkommens, so ist zu berücksichtigen, daß sich das Einkommen alter Menschen in der Regel aus mehreren Quellen zusammensetzt. Nur von der Höhe der Rente aus der Gesetzlichen Rentenversicherung (GRV) auszugehen, wäre unvollständig, obgleich diese den größten Teil des Einkommens im Alter sichert. Die unterschiedlichen Quellen des Einkommens und Vermögens ergeben ein unübersichtliches und heterogenes Bild des Alterseinkommens. Hinzu kommt, daß die wirtschaftliche Lage nur im Kontext der Haushalts- bzw. Familiengröße sowie des Alters der darin lebenden Personen angemessen einzuschätzen ist.

Grundsätzlich ist zu sagen, daß das Einkommen im Alter maßgeblich bestimmt wird durch den vorigen Erwerbsverlauf (Dauer, möglicherweise reduziert durch Arbeitslosigkeit oder familienbedingte Unterbrechung) und das dabei im Durchschnitt erzielte Einkommensniveau. Dies ist Ausdruck von zwei für das System der Rentenversicherung konstitutiven Prinzipien. Erstens fordert das Äquivalenzkriterium, daß die gesetzliche Rente, und damit der größte Teil des Einkommens von Rentnern, den während des Erwerbsleben gezahlten Beiträgen entspricht. Da die Beiträge einkommensabhängig sind, ist die Rente äquivalent zur im Erwerbsleben erreichten finanziellen Einkommensituation. Die GRV gibt die Staffelung der Einkommen mit entsprechenden Niveausenkungen – die Rente beträgt ja einen gewissen Prozentsatz des vorigen Einkommens (beim „Standardrentner“ mit 45 Versicherungsjahren und Durchschnittsverdienst heute noch 68% des letzten Nettoeinkommens) – weiter in die Altersphase.

Zweitens soll die Rente den im Erwerbsleben erreichten Lebensstandard sichern. Man spricht auch von der Lohnersatzfunktion der Rente.

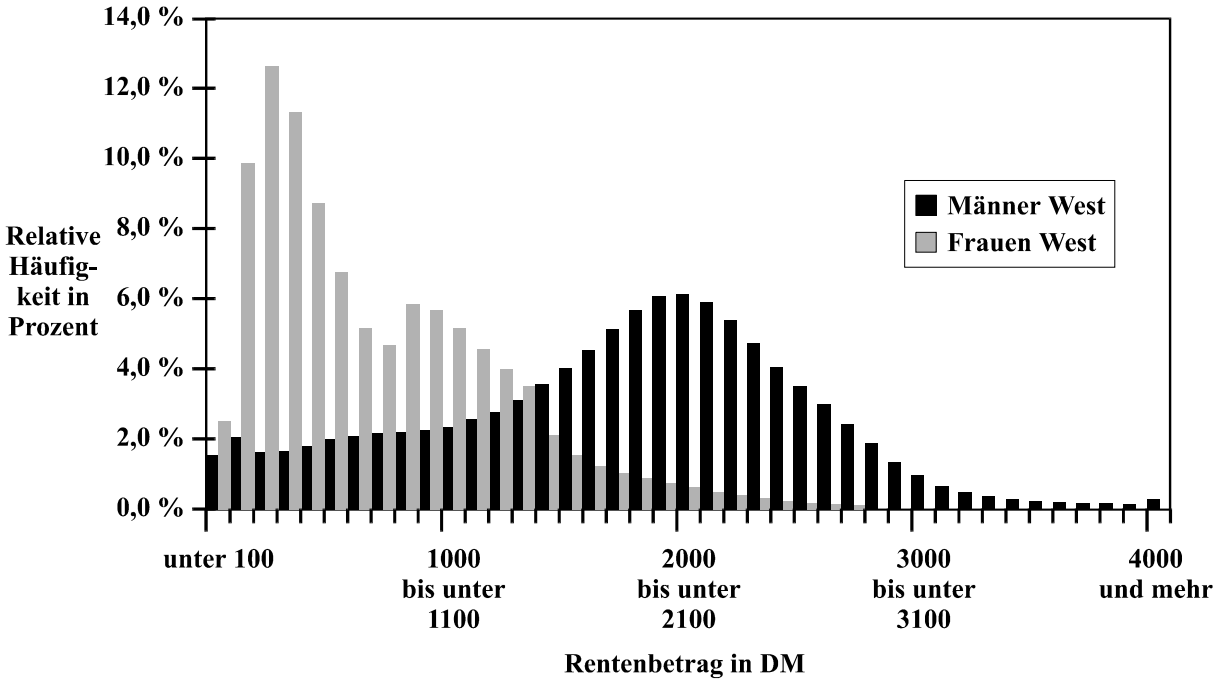
Zur Rente aus der GRV können hinzu kommen: Betriebsrenten, Vermögenseinkünfte wie Zinsen, Dividende, Mieteinnahmen, Geld- und Sachleistungen der öffentlichen Haushalte und Sozialversicherungen (Transfereinkommen wie Sozialhilfe, Leistungen der Pflegeversicherung, Wohngeld) sowie Erbe oder Schenkungen (vgl. Schmähl 1997: 9). Bezüglich dieser unterschiedlichen Quellen der Einkommen von Rentnerhaushalten[3] ist ein wichtiger Unterschied zwischen neuen und alten Bundesländern zu vermerken: während im Westen Betriebsrenten üblich sind und in gewissem Maße private Vorsorge betrieben wird, existieren diese Formen der Vorsorge im Osten kaum. Rentnerhaushalte im Osten leben also stärker ausschließlich von den sog. Transferzahlungen der GRV. Dagegen macht der Anteil der gesetzlichen Rente am Einkommen des Haushalts im Westen etwa bei Zweipersonenhaushalten Älterer (über 60jähriger mit überwiegendem Renteneinkommen) nur 59% aus, der Rest fließt aus den anderen genannten Quellen (vgl. Münnich 1997: 120).

Zunächst soll ein Blick nur auf die durchschnittliche Höhe der Geldleistungen aus der Rentenversicherung geworfen werden. Die Renten der Frauen aus eigener Erwerbstätigkeit sind – sieht man ab von den Beamtinnen – niedriger als die (von der Rente des Mannes) „abgeleitete“ Hinterbliebenenrente. Die Rentnerinnen in den neuen Ländern beziehen höhere Beträge als in den alten Ländern, weil die Erwerbsbeteiligung der Frauen in der ehemaligen DDR viel stärker war (siehe Tab. 4 S. II im Anhang).

Diese Durchschnittsbeträge lassen sich aufgliedern in die Verteilung der einzelnen Renten auf unterschiedlich hohe Betragsklassen und – um ein differenziertes Bild zu erhalten – auch zwischen den Rentenhöhen in Ost- und Westdeutschland (siehe Abb. 7, S. 24, Abb. 9, S. 24). Damit wird deutlich, wie stark die Renten nach unten und oben um diesen Durchschnitt schwanken. Für die alten Länder gilt, daß die eigenen Renten der Frauen sehr oft in die unteren Klassen unter 1000 DM fallen. Die der Männer konzentrieren sich um die 2000 DM herum, was dem Durchschnittswert entspricht. Die Rentenhöhen in den neuen Ländern streuen erstens nicht so stark und zweitens konzentrieren sie sich bei den Frauen im Bereich von 1000 DM und bei den Männern im Bereich zwischen 1000 und 1500 DM.

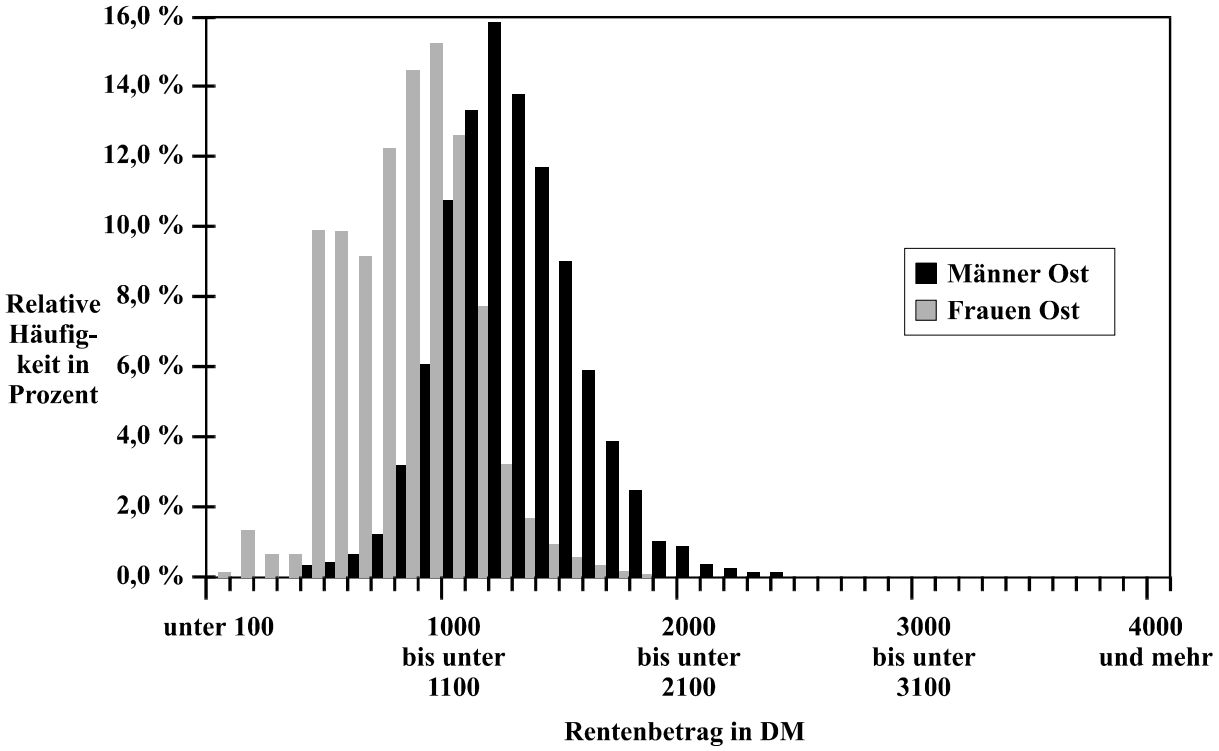
[3] Man spricht auch von den drei Säulen der Alterssicherung: Regelsysteme (die gesetzliche Rentenversicherung der Arbeiter, Angestellten und die knappschaftliche Versicherung), Zusatzsysteme (betriebliche Altersversorgung, Zusatzversorgungssysteme wie etwa VLB) und die private Vorsorge (Lebensversicherung, Sparkonten, Immobilien).

Abb. 7: Verteilung der Altersrenten in Westdeutschland



Quelle: Schmähl 1997: 20.

Abb. 9: Verteilung der Altersrenten in Ostdeutschland



Quelle: Schmähl 1997: 20.

Analog könnten nun die anderen Einkommensquellen (die betriebliche Altersversorgung und Zusatzversorgung im öffentlichen Dienst sowie private Vorsorge) nach der durchschnittlichen Höhe und nach der Verteilung der einzelnen Einkommensklassen dargestellt werden. Wegen der zu großen Masse und damit unübersichtlich werdenden Daten und auch wegen der im Bereich der privaten Vermögen und Vorsorge lückenhaften Datenlage, soll darauf verzichtet werden. Dafür sollen einige interessante Informationen hervorgehoben werden. In die *betriebliche Altersversorgung* sind etwa drei Viertel der männlichen Arbeitnehmer, aber nur ein Viertel der weiblichen Arbeitnehmer in Westdeutschland einbezogen. Da der durchschnittliche Zahlbetrag der betrieblichen Versorgung oft in der Größenklasse von 600 DM (im Jahre 1992) liegt, kann dieser Bestandteil der Einkommens als eine wichtige *Ergänzung* der Alterssicherung gelten.

Einkünfte aus *Vermietung und Verpachtung oder Einnahmen aus Zinsen* sind für rund vier Fünftel aller Frauen und 51 Prozent aller Männer ab 55 Jahren *nicht* verfügbar. Dies bedeutet, daß die Alterssicherung und wirtschaftliche Situation der Mehrzahl der Älteren auf den Leistungen der Rentenversicherung beruht. Ist Vermögen vorhanden, dann steigt mit dem Haushaltsnettoeinkommen auch die Hohe der Vermögensbestände. Je eher also bereits ein höheres Einkommen vorhanden ist, um so stärker wird die wirtschaftliche Lage im Alter zusätzlich durch (Geld-, Haus- und Grund-, Betriebs-)Vermögen abgesichert (Schmähl 1997: 23).

Nach diesen Informationen zu einzelnen Komponenten des Alterseinkommens wird nun zur Betrachtung des g*esamten Einkommens* gewechselt. Wie die Daten zu den Nettoeinkommen von Alleinstehenden und Ehepaaren aus Tab. 6, S. III im Anhang, zeigen, besteht zum ersten ein Einkommensgefälle von den Ehepaaren zu den alleinstehenden Männern und dann zu den alleinstehenden Frauen; zum zweiten gibt es – wie angesichts der Einkommens- und Rentenniveaudifferenzen zwischen den alten und neuen Bundesländern zu erwarten war – ein Gefälle zwischen Ost- und Westdeutschland. Ehepaare verfügen jeweils – ebenfalls erwartbar – über die höchsten Renteneinkommen, dann folgen die alleinstehenden Männer, dann die alleinstehenden Frau. Aus diesen Zahlen kann man nun allenfalls herauslesen, daß die wirtschaftliche Lage der alleinstehenden Frau im Vergleich zum Mann schlechter ist, da die Hinterbliebenenrente nur 60% der Versichtertenrente beträgt und ja die eigene Rente um ein vielfaches kleiner ist als die der Männer. Daß sich Ehepaare wirtschaftlich wesentlich besser stehen als Alleinstehende, läßt sich nur mit Vorbehalt sagen. Denn im Grunde müßte man die Daten mit den unterschiedlichen Bedarfen von Ein- und Zweipersonenhaushalten verrechnen. Deutlich wird aber die in Relation zu den alleinstehenden Frauen deutlich günstigere Position der älteren alleinstehenden Männer.

Hinter diesen Querschnittsdaten versteckt sich eine *weite Streuung der Einkommenshöhen.* In den neuen Bundesländern fällt allerdings die Streuung der Renten wesentlich geringer aus. Hier konzentrieren sich 95% der Ehepaare auf die Einkommensklasse zwischen 2.000 und 5.000 DM (erhoben als Nettogesamteinkommen).

Problemgruppen unter den Rentnern mit niedrigem Einkommen sind folgende Gruppen: Über weniger als 1000 DM monatlich verfügen 6% der alleinstehenden Männer und 10% der alleinstehenden Frauen in den alten Ländern. Mit weniger als 1500 DM monatlich müssen in den neuen Länder 5% der alleinstehenden Frauen und in den alten Länder 3% der Ehepaare

auskommen. Über *hohe Einkommen* in der Klasse über 5000 DM verfügen in der alten Bundesrepublik 17% der Zweipersonenhaushalte, dagegen ist in den neuen Ländern diese Einkommensklasse kaum besetzt (alle Angaben für 1995 und Personen über 65 Jahre; vgl. Backes/Clemens 1998: 179).

Ein Faktor, der die wirtschaftliche Situation im Alter ganz entscheidend prägt, ist die Zugehörigkeit zu den Beamten, denn zwischen Rentner- und Pensionärseinkommen bestehen deutliche Unterschiede: während 30% der Rentnerhaushalte zur Einkommensklasse zwischen 2.000 und 3.000 DM lagen, sind 30% der Pensionärshaushalte zwischen 3.000 und 4.000 DM einzustufen (Schmähl 1997: 27).

1.2.3 Armut

Die Einkommensentwicklung der Rentner verlief in den letzten Jahrzehnten so günstig, daß sich das frühere Problem der *Armut* im Alter stark verkleinert hat und heute andere Teile und Altersgruppen der Bevölkerung ein hohes Armutsrisiko zu tragen haben. Heute sind Alleinerziehende, Arbeitslose und Kinder (eigentlich präziser: Haushalte mit Kindern) verstärkt von Armut betroffen (siehe Tab. 7, S. III im Anhang). Unter den älteren Menschen gibt es allerdings nach wie vor einen „harten Kern“, der nach wie vor Einkommen unter der relativen oder absoluten Armutsgrenze erreicht. Das sind nach wie vor ältere Frauen mit geringer Hinterbliebenenrente und geringer oder ohne eigene Rente. Zum Beleg für diese relative Verschiebung der Armutsrisiken möchten wir Ergebnisse einer Studie heranziehen, die alle Einkommensquellen berücksichtigt und das Einkommen nach der Größe der Haushalte sowie dem unterschiedlichen finanziellen Bedarf von Erwachsenen und Kindern gewichtet (im Fachjargon: Äquivalenzeinkommen). Sie schätzt das *relative* Armutsrisiko unterschiedlicher sozialer Gruppen mittels des Anteils der Haushalte, deren (Äquivalenz-)Einkommen unter die Hälfte des durchschnittlichen (Äquivalenz-)Einkommens abweicht.

Die Gruppe der über 65 Jahre alten Menschen hat im Vergleich mit den anderen potentiell materiell schlechter gestellten sozialen Gruppen (Haushalte mit Arbeitslosen, Haushalte mit mindestens einem Kind, Ein-Elternteil-Familien) in der Bundesrepublik Deutschland die vergleichsweise günstigste Einkommens-Position; sie liegt im Osten wie im Westen nur ganz knapp unter dem Durchschnitt (98 bzw. 97). Insgesamt betrachtet ergibt sich eine Armutsquote von 17,3% in den neuen, von 11,5% in den alten Ländern, differenziert man nicht weiter nach sozialen Gruppen. Von Armut betroffen sind, weil die Einkommen weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommens betragen, am meisten die Ein-Elternteil-Familien in Ost wie in West: die Hälfte bzw. ein Drittel gilt nach dem beschriebenen Kriterium als relativ arm. Ein großes Armutsrisiko trifft auch die Arbeitslosen, denn bei ihnen fallen mit knapp einem Drittel der Arbeitslosen mehr Menschen mit ihrem Einkommen unter die relative Armutsgrenze als in den verbleibenden Gruppen. Ältere Menschen liegen beide Male unter diesem Durchschnitt, sind also relativ besser materiell abgesichert als der Durchschnitt der Bevölkerung. Diese Absicherung des Alters gegen Armut muß unter dem Aspekt bewertet werden, daß es alten, aus dem Erwerbsleben ausgeschiedenen Menschen ja nicht mehr möglich ist, ihre Wohlfahrtsposition durch Erwerbsarbeit zu verändern. Armut wäre ein konstantes Schicksal.

Auch die am Sozialhilfebezug festgemachte *absolute* Armut ist bei den alten Menschen stark zurückgegangen, sofern man von der „Hilfe zum Lebensunterhalt“ und nicht von der pflegebedingten „Hilfe in besonderen Lebenslagen“ (bei Heimunterbringung) ausgeht. Relativ zu anderen Altersgruppen, deren Anteil an den Sozialhilfeempfängern stieg, sind Ältere sehr viel weniger auf Sozialhilfe zur Sicherung des Lebensunterhaltes angewiesen. Wenn aber Sozialhilfe im Alter (über 60 Jahre) eintritt, dann überwiegend bei älteren Frauen (vgl. Alber/Schölkopf 1997: 18). Die wirtschaftliche Lage im Alter ist also meist nur bei wenigen alten Frauen so prekär, daß Sozialhilfe als unterstes Netz der sozialen Sicherung einspringen muß.

1.2.4 Die Zukunft der Einkommensentwicklung im Alter

Ältere Menschen sind heute eine bedeutende Konsumentengruppe und damit von gesamtwirtschaftlicher Bedeutung, denn sie tragen nach Schätzungen zu einem Viertel der gesamten Konsumausgaben (1992) der Bevölkerung bei (Schmähl 1997: 33). [4]

Wird diese bedeutende wirtschaftliche Position der Älteren auch in Zukunft stabil bleiben? Werden die individuellen Renten und Vermögen in Zukunft ein relativ gesichertes Alter ermöglichen? Da die Einkommensentwicklung von zahlreichen Faktoren und Dynamiken abhängt (wie Änderungen des Rentenrechts, veränderte Arbeitsmarktlage, stärkere private Vorsorge), kann man natürlich nur Trend-Aussagen machen. Einige absehbare Entwicklungen mit Folgen für die Einkommenslage sind:

a) die angestrebte längere Lebensarbeitszeit und die mit einem früheren Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit verbundenen *Rentenabschläge*, die ab 1997 stufenweise zum Tragen kommen. Die Abschläge könnten den Anreiz setzen, daß nur Personen mit relativ hohem Einkommen sich die Abschläge durch frühzeitigen Bezug der Altersrente „leisten“. In der Folge käme es zu einer Angleichung der Rentenhöhen.

b) Durch die Zunahme der *Erwerbsbeteiligung der verheirateten Frauen* werden künftig mehr Rentnerehepaare über zwei Renten verfügen. Zumindest wenn beide Renten ein ausreichendes Niveau haben, ist die wirtschaftliche Situation als gesichert zu bezeichnen. Man sollte aber bedenken, daß zwei Renten in bestimmten Haushalte geradezu erforderlich sind für ein ausreichendes Einkommen. Die Rente der Frau dürfte vor allem bei zeitweilig arbeitslos gewesenen oder aus sonstigen Gründen diskontinuierlich beschäftigten Männern relevant sein. Und diese Situation gilt ja für die kommende Rentnergeneration stärker als für die heutige mit langen, kontinuierlichen Erwerbszeiten, die ein gutes Fundament für die Rente sind.

c) Es zeichnet sich ab, daß nicht mehr so viele Menschen wie heute künftig in den Genuß einer *Betriebsrente* kommen. Angesichts der schwierigen Arbeitsmarktlage erhalten Arbeitnehmer seltener als früher die Zusage einer betrieblichen Zusatzversicherung. Personen mit höheren Einkommen erhalten jedoch eher eine solche Altersversorgung, so daß sich die Rentenhöhen auseinander differenzieren.

---

[4] Dieser Betrag ergibt sich, wenn an annimmt, daß der von Institutionen der Alterssicherung insgesamt bereitgestellte Betrag zu 90% in den Konsum fließt (380 Milliarden DM, 1992) und diesen Betrag dann auf die Konsumausgaben der Gesamtbevölkerung in Höhe von 1536 Milliarden DM bezieht.

d) Geht man künftig ab von der an die Entwicklung der durchschnittlichen Nettoarbeitsentgelte gekoppelten Anpassung, kann sich eine im Vergleich zu den Erwerbstätigen schlechtere wirtschaftliche Lage ergeben.

e) Die künftige Rentnergeneration wird seltener als die heutige ein so langes, kontinuierliches Arbeitsleben mit Beitragszahlungen aufweisen können. Angesichts der Arbeitsmarktlage ist es schwerer geworden, ein „Normalarbeitsverhältnis" zu erhalten. Späte Berufseinmündung, Arbeitslosigkeitsphasen, Scheinselbständigkeit – all dies sind Phänomene, die künftige Renten reduzieren und noch bis etwa 2010 den heute Erwerbstätigen Probleme bereiten. Ab dann wird eine Entspannung des Arbeitsmarktes prognostiziert.

1.3 Krieg der Generationen?

Mit seinem 1989 erschienenen Buch führte Reimer Gronemeyer das Schlagwort vom „Krieg der Generationen" auch in die deutsche Diskussion um die Folgen des demographischen Wandels ein. Für ihn bricht mit dem zunehmenden Anteil Älterer an der Bevölkerung ein umfassender (Konkurrenz-)Kampf der „Jungen" gegen die „Alten" um die knappen Ressourcen des Sozialstaats, der Wohlfahrtsproduktion sowie um die natürlichen Ressourcen und deren bisher die alte Generation begünstigende Verteilung aus. Auch die in den USA sehr viel stärker als hier kritisierte fehlende Gerechtigkeit zwischen den Generationen[5] durch eine Sozialpolitik, die einseitig die knappen Ressourcen zu den Älteren fließen lasse (vgl. Conrad 1988), begünstigte es, daß nun auch hier Probleme der sozialstaatlichen Verteilung in der alternden Gesellschaft unter dem Stichwort des Krieges zwischen den Generationen laut werden.

In diesem überzeichnenden, polemischen Etikett sind drei Themen gebündelt: a) die „Altenmacht", b) die ungerechte Verteilungswirkung des Sozialstaates zugunsten des Alters und c) das Problem der Finanzierung der umlagefinanzierten Alterssicherung und die mögliche Gefährdung des „Generationenvertrages" wegen der wachsenden Belastung der Beiträge zahlenden mittleren Generation. In allen drei Themen steckt eine ernstzunehmende politisch Problematik, die jedoch nicht des Bildes des Krieges der Generationen bedarf.

a) Das zunehmende demographische Gewicht der älteren Menschen lasse sie zu einem potentiellen Machtfaktor in der Politik werden. Die schiere Masse unter den Wählern, Partei- oder Gewerkschaftsmitgliedern lasse bedrohliche politische Einflußmöglichkeiten Älterer entstehen. Mit der gewaltigen Masse der Wählerstimmen Älterer werde eine „Altenmacht" aufgebaut, die jede politische Entscheidung in ihrem Interesse lenken könne. Wahlen seien nicht mehr gegen die Alten zu gewinnen. Da allerdings ältere Menschen in

[5] Anders als in der Bundesrepublik Deutschland ist in den USA die Debatte über die Gerechtigkeit des Sozialstaates, des staatlich gestalteten Generationenverhältnisses in Bezug auf die Leistungen für unterschiedliche Generationen viel stärker entbrannt. Es wird nachgewiesen, daß die sozialstaatliche Gesetzgebung zwar umfangreiche Ressourcen zu den älteren Menschen lenkt, jedoch jüngere Bevölkerungsgruppen benachteiligt. Dies ist nicht nur an den größeren Ressourcen bzw. wohlfahrtsstaatlichen Leistungen für Ältere meßbar, sondern auch an größeren Armutsrisiken der Kinder und Jugendlichen und ihren Familien (vgl. Ozawa 1999). Die größere Brisanz des Problems der Generationengerechtigkeit bzw. der Konkurrenz der Generationen um knappe wohlfahrtsstaatliche Mittel in den USA mag auf das andere Sozialsystem zurückgehen oder auf eine dort größere Rolle von Interessenorganisationen, die es schaffen, die jeweiligen Anliegen auf die Tagesordnung der öffentlichen Debatten zu setzen.

der Politik kaum selbst aktiv beteiligt sind, jedoch rein quantitativ (als Mitglieder oder Wähler) über ein großes Gewicht verfügen, spricht man von *latenter Altenmacht*. Die Frage, ob diese latente Macht aktivierbar wäre, wird eher skeptisch beantwortet. Denn die politischen Differenzen innerhalb der Gruppe der Älteren sind groß (vgl. Kohli u.a. 1997: 9f.). Eigene Seniorenorganisationen haben sich erst ansatzweise entwickelt: innerhalb von Parteien wurden spezielle Seniorenabteilungen geschaffen, in Kommunen Seniorenbüros eingerichtet, die „Grauen Panther" machen seit 1975 als Selbstorganisation der Älteren von sich reden.

b) Der Großteil der Ressourcen des Sozialstaats werde zu den Älteren umverteilt. Wohlfahrtsstaatliche Programme kämen überwiegend der sozialen Absicherung des Alters – sei es durch das Rentensystem, sei es durch die Gesundheitspolitik – zugute. Für die Lage der anderen Bevölkerungsgruppen werde vergleichsweise wenig getan. Als ein Beleg für diese These wird oft die unterschiedliche Betroffenheit von Armut der verschiedenen Altersgruppen und Haushaltsformen genannt. Während die Einkommen Älterer mittlererweile dem Durchschnitt entsprächen, hätten jüngere Altersgruppen wie Arbeitslose, Familien mit Kindern und Alleinerziehende in den letzten Jahren ein erhöhtes Risiko, unter die Armutsgrenze zu rutschen. Aus der Tatsache, daß nicht alle Altersgruppen der Bevölkerung gleichermaßen durch sozialpolitische Programme begünstigt und abgesichert würden, wird auf eine gewisse Ungerechtigkeit in der Verwendung kollektiver Ressouren geschlossen. Als weiterer Beleg für die einseitig den Alten zufließenden Ressourcen wird angeführt, daß die Rentenzahlungen immerhin 39% des Sozialbudgets ausmachen. Auch da ja diese Ressourcen zum größten Teil von der mittleren Generation aufgebracht werden, bedeute die Umverteilung zu den Älteren Ungerechtigkeit (vgl. Wolf 1990: 108).

   Hinzu komme, daß auch noch die privatwirtschaftliche Wohlfahrtsentwicklung die ältere im Vergleich zur jüngeren Generationen besser stelle. Während jene dank des „Wirtschaftswunders" zu Zeiten ihrer Erwerbstätigkeit ein hohes Wohlstandsniveau erreichten, könne die mittlere und jüngere Generation durch die ökonomische Krise nie dieses materielle Niveau erreichen.

c) Mit dem Begriff des Krieges der Generationen werden in letzter Zeit oft die Probleme der Finanzierung von Renten-, Pflege- und Krankenversicherung angesichts einer sich ausdehnenden Altersphase und eines zunehmenden Anteils Älterer an der Bevölkerung formuliert, insbesondere, wenn es um die mediengerechte Vermarktung des Themas ging.[6]

   Von der Sache her ist es natürlich gerechtfertigt, angesichts der demographischen Entwicklung das soziale Sicherungssystem der Bundesrepublik Deutschland zu problematisieren, denn seine Finanzierung ist auf demographisches Gleichgewicht und Vollbeschäftigung angewiesen. Das Schlagwort überzieht aber deutlich. Die Ausdehnung der Lebensphase Alter samt der quantitativen Zunahme der Gruppe, die sich darin befindet, muß Konsequenzen für die als „Generationenvertrag" angelegten Sicherungssysteme haben.

---

[6] So beschwor etwa ein Stern-Artikel von 1989 (Nr. 31, S. 44-58) „Kriegszustände zwischen den Generationen" und erbarmungslose Kämpfe" zwischen Jung und Alt.

Der Generationenvertrag ist eine euphemistische Umschreibung der Tatsache, daß die Finanzierung der Sozialversicherungsleistungen im Ruhestand, Krankheitsfall oder bei Pflegebedürftigkeit im Umlageverfahren geregelt wird, das heißt die im Erwerbsleben Stehenden finanzieren mit ihren Beiträgen die Rentenansprüche der älteren Generation. Daher muß ein schrumpfender Anteil von im Erwerbsleben aktiven Menschen mittleren Alters bei zugleich zunehmender „inaktiver" Bevölkerung außerhalb der Erwerbsphase, die ja aus den aktuellen Beiträgen der Erwerbstätigen finanzierten sozialen Sicherungssysteme auf eine Belastungsprobe stellen. In der Rede vom Krieg der Generationen drückt sich in überspitzter Form der Unmut über die Überlastung der restlichen Altersgruppen aus. Die Finanzierungsprobleme der GRV nur auf demographische Ursachen zurückzuführen, ist verkürzt. Ebenso gravierend sind die wegen der schlechten Beschäftigungslage fehlenden Beiträge Erwerbstätiger.

Weil die heute ältere Generation vom derzeitigen System sozialer Sicherung (das ja auf der Umverteilung zwischen den Altersgruppen basiert) als die relativ begünstigte gesehen wird, taucht die Frage nach der Gerechtigkeit des Sozialen Sicherungssystems auf. Die ältere Generation hatte eine relativ geringe Beitragsbelastung für die RV (und andere Sozialversicherungen) zu tragen, profitiert nun von einem noch hohen Rentenniveau und Erwerbszeiten, die wenig durch Arbeitslosigkeit gefährdet waren. Dagegen stehe die heutige mittlere Generation einerseits unter hoher Belastung durch Abgaben, könne jedoch kein dementsprechendes Niveau der eigenen Sicherung im Alter mehr erwarten[7]. Denn Schritte zur Anpassung bzw. Senkung des Rentenniveaus zur Beitragsstabilisierung werden seit geraumer Zeit von der Sozialpolitik diskutiert. Die Möglichkeiten eines frühzeitigen Ruhestands sind durch die damit verbundenen finanziellen Nachteile bereits erschwert worden.

Politiker bemühen sich zu betonen, daß es in der Bundesrepublik Deutschland keinen „Krieg der Generationen" in Form einer öffentlichen Debatte um die – im Hinblick auf die Lebenslagen von unterschiedlichen Kohorten – ungerechte Verteilungswirkung sozialstaatlicher Maßnahmen oder gar die Tendenz zur Kündigung des Generationenvertrages gebe. In der Tat sprechen Bevölkerungsumfragen bisher für eine hohe Akzeptanz des Sozialen Sicherungssystems der Bundesrepublik Deutschland. Sie zeigen weiter, daß nur wenige einen Konflikt der Generationen wahrnehmen und der Interessengegensatz zwischen Generationen als wenig relevanter Konflikt eingestuft wird (vgl. Kohli u.a. 1997: 27). Man muß aber bedenken, daß derzeit noch gar nicht die gravierendsten Auswirkungen des demographischen Ungleichgewichts sichtbar sind. Denn der Altenanteil ist zwar hoch, aber es stehen sich noch nicht die erst künftig gealterten geburtenstarken Jahrgänge und die geburtenschwachen Jahrgänge der dann mittleren Generation gegenüber. Das wird erst ab etwa 2030 der Fall sein. Eine Bevölkerungsumfrage ergab, daß etwa die Hälfte der Befragten eine zukünftige Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Alt und Jung erwartet, wobei insbesondere von der mittleren, beruflich aktiven Generation der 21 bis 59jährigen ein kritische Sicht des Generationenverhältnis geäußert wird (Ueltzhöffer 1999: 34). Ein solches Ergebnis einer Befragung darf natürlich nicht mit der tatsächlichen Entwicklung verwechselt werden, denn es war nach der Erwartung

[7] Die Zeit titelte wegen des Ungleichgewichtes zwischen heutiger Belastung und künftigen schmaleren Leistungen: „Betrug an der Jugend. Renten, Schulden, Abgaben – der Fluch der späten Geburt." (7.11.1997, 1).

gefragt worden. Auch weiß man, daß das generelle Altersbild negativer getönt ist als die gegenüber persönlich bekannten älteren Menschen eingenommene Haltung. Dennoch können diese Befragungsergebnisse als ein Hinweis dafür interpretiert werden, daß eine größere Sensibilität für Generationengerechtigkeit in Zukunft zu erwarten ist (vgl. Kaufmann 1997: 24).

Durch die Debatte über Beitragserhöhungen und später sinkendes Rentenniveau wird die Öffentlichkeit sensibilisiert für Fragen der Verteilung und der Gerechtigkeit zwischen den Generationen. Erst dadurch wird klar, daß der Sozialstaat kein für alle Alterskohorten gleiches Niveau der sozialen Sicherung herstellen kann.[8] Allerdings gibt es gute Gründe, die die Bevölkerung nicht vom gegenwärtigen System des öffentlichen Generationenvertrages abrücken lassen. a) Alle werden selbst einmal alt und dann von diesem Sozialen Sicherungssystem profitieren und gesichert sein. b) Eine schlechtere Absicherung des Alters hätte eventuell zur Folge, daß dann die Kinder selbst wieder stärker privat für die alten Eltern einspringen müssen. Dies läuft dem Wunsch nach eigenständiger Lebensführung, der sowohl bei der alten als auch bei der jungen Generation in den Familien vorherrscht, zuwider. Die vom Staat organisierte Alterssicherung sichert also auch Autonomie und Unabhängigkeit. Indem sie die materielle Sorge aus den familiären Generationenbeziehungen herausnimmt, schafft sie Platz für die emotionale Seite dieser Beziehungen.

Außerdem muß der These von der relativen Begünstigung *der* Alten durch den Sozialstaat und die Wohlfahrtsentwicklung der Nachkriegszeit entgegengehalten werden, daß es innerhalb der Älteren erhebliche soziale Differenzen gibt (siehe Kap. 1). Die rein von der Demographie ausgehende Betrachtung der „intergenerationellen Gerechtigkeit“ verdeckt auch den Zusammenhang zwischen der „Alterslast“ und der politisch gewollten Entlastung des Arbeitsmarktes für Jüngere. Denn einerseits ist die „Alterslast“ für die mittlere Generation um so höher, je niedriger die Altersgrenze des Übergangs vom Erwerbsleben in den Ruhestand liegt. Andererseits kommt eine frühe berufliche Ausgliederung der Älteren den Beschäftigungschancen Jüngerer entgegen. Die Entschärfung der Arbeitsmarktprobleme hatte den Preis steigender Aufwendungen für Renten (vgl. Wolf 1990: 111).

Fazit: In der Rede vom Generationenkrieg manifestieren sich in popularisierter, überspitzter und mediengerecht dramatisierter Form die Probleme der sozialstaatlichen Verteilung in der alternden Gesellschaft. Sie ist zwar überspitzt, die zugrunde liegenden Probleme müssen aber ernst genommen werden. Alter und Kohortenzugehörigkeit, Merkmale, die bisher in den Auseinandersetzungen um die sozial ungleiche Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen durch die Sozialpolitik kaum eine Rolle spielten, müssen künftig ernster genommen werden. Beide Merkmale werden in der Auseinandersetzung um die sozialpolitischen Prioritäten wichtiger werden. In der Aushandlung um die künftige Lastenverteilung muß eine egoistische Interessenpolitik der einzelnen Altersgruppen und ihrer Lobby vermieden werden. Eine Politik für alle Altersgruppen ist angesagt.

---

[8] Denn die Wohlfahrt hängt nicht nur ab von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage, sondern auch von den jeweiligen Generationenkonstellationen (etwa zahlenmäßig kleine Kohorte in Zeit wirtschaftlicher Prosperität und in Relation zu Größe anderer Kohorten) und Kohortengrößen. Die geburtenstarken Jahrgänge verursachten stets Engpässe, zunächst im Bildungswesen, dann auf dem Arbeitsmarkt etc.; vgl. Kaufmann 1993).

2. Veränderung der Lebensbedingungen durch das Altern

2.1 Rückzug oder Aktivität im Alter? Erklärungen der Sozialwissenschaften über das Altern

Die Sozialwissenschaften halten eine ganze Reihe von Theorien des Alterns bereit, von denen hier nur einige, die wesentlich für die Praxis sind, dargestellt werden. Keine der Theorien darf als die eine, wahre Erklärung bzw. Sicht des Alternsprozesses gelesen werden.

Aktivität, Rückzug oder Kontinuität als 'bestes' Altern?

Alle drei Konzepte – die Aktivitätstheorie, die Disengagement- und die Kontinuitätstheorie – setzen gleichermaßen bei der Ausgliederung des Menschen aus dem Erwerbsleben und dem damit einhergehenden Rollenverlust an. Diese Verluste werden zwar auch in anderen Lebensbereichen gesehen, aber das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben gilt als die zentrale Veränderung. Je nach Konzept werden aber unterschiedliche Entwicklungswege im Alter empfohlen, wie dieser Verlust auszugleichen ist und ein erfolgreiches Altern gelingt. Diese klassischen gerontologischen Konzepte sind also keine nüchternen Analysen eines Ist-Zustandes, sondern enthalten normative Vorgaben, da sie ja ein bestimmtes Bild vom gelingenden Alter implizieren. Die Stabilisierung der Persönlichkeit im Alter wird einmal in der größtmöglichen Aufrechterhaltung von bisherigen Rollen und Aktivität gesehen, während das andere Mal ein Disengagement, der Rückzug aus gesellschaftlichen Aufgaben und Kontakten als Kennzeichen eines erfolgreichen Alterns gesehen wird. In leichter Abwandlung der Aktivitätsthese fordert die Kontinuitätsthese die Fortsetzung der im mittleren Alter praktizierten Rollen.

Für das *Aktivitätskonzept* entstehen Alternsprobleme aus der Ausgliederung Älterer aus wichtigen gesellschaftlichen Funktionszusammenhängen, vor allem der Erwerbsarbeit (vgl. Tartler 1961). Um diese zum Teil notwendig mit der Entwicklung zur modernen Gesellschaft einhergehende Funktionslosigkeit alter Menschen für die Gesellschaft individuell bewältigbar zu machen, wird entsprechend Ersatz für frühere Rollen und Aktivitäten empfohlen. So wird aus dieser Perspektive die Beibehaltung einer höheren Altersgrenze gefordert bzw. die Vorverlagerung der beruflichen Ausgliederung kritisiert. Da erst die Nicht-Nutzung der Kompetenzen und Potentiale Älterer deren Abbau bewirke, müsse dem durch Aktivität entgegen gewirkt werden. Die psychischen und sozialen Bedürfnisse von Menschen im Alter seien die gleichen wie im mittleren Alter. Die aber faktisch geringeren sozialen Kontakte und Aktivitäten Älterer seien daher nicht Ergebnis der eigenen Bedürfnisse, sondern einer Alterszuschreibung von außen (Tews 1979; Backes/Clemens 1989: 115ff.). Die Ausgliederung aus dem sozialen Bezugssystem Arbeit durch unterstellte geringere Leistungsfähigkeit und sozialen Druck erzeuge erst das gar nicht alterstypische reduzierte Aktivitätsniveau wie auch die geringeren psychischen und physischen Fähigkeiten.

Einerseits ist der Aktivitätsthese zugute zu halten, daß sie negative Stereotype, die Alter mit Abbau und Passivität gleichsetzen, vermeidet und darauf verweist, daß die Ausgliederung aus dem Erwerbsleben eine von außen verfügte, rechtlich und sozial gesetzte Altersgrenze ist, die mit der tatsächlichen Leistungsfähigkeit nichts zu tun haben muß. Andererseits ist gegenüber der Aktivitätsthese kritisch anzumerken, daß sie die mittlere Lebensphase idealisiert und zum

von allen Menschen gewünschten Maß macht; Aktivität per se wird mit Zufriedenheit gleichgesetzt. Mit dem Alter auftretende Veränderungen werden negiert. Indem sie die Erwerbsaufgabe ins Zentrum stellt, vernachlässigt sie andere – etwa für älter werdende, nicht mehr erwerbstätige Frauen – wichtige Einschnitte. Die Tatsache, daß das Aufrechterhalten von Aktivität im Alter von den vorigen Lebens- und Arbeitsbedingungen beeinflußt wird, und nach der Zugehörigkeit zu sozialen Schichten variiert, läßt sie unberücksichtigt.

Die als Reaktion auf die Aktivitätsthese von Cumming und Henry (1961) entwickelte *Disengagement-These* sieht hingegen im sozialen Rückzug alternder Menschen von der sozialen Umwelt die Bedingungen gelingenden Alters. Sie analysiert Altern aber ebenso aus der Perspektive des alternden Individuums sowie mit der normativen Vorgabe, gelingendes Altern darzulegen. Der mit dem Alternsprozeß irgendwann beginnende Rückzug des Individuums münde in ein neues Gleichgewicht zwischen dem Individuum und den Rollenerwartungen. Alter wird als neue Entwicklungsstufe mit anderen persönlichen und sozialen Rollenvorstellungen und Zielen gesehen. Die Beobachtung, daß sich alte Menschen aus Rollen und Aktivitäten des mittleren Lebensalters zurückziehen, wird als Beleg für einen dieser Entwicklungsstufe gemäßen Rückzug interpretiert. Dieser sei eine individuelle Reaktion aufgrund von wahrgenommenem physischem und psychischem Abbau, der angesichts der Anforderungen aus der Arbeitswelt dann zur Lösung aus sozialen Rollen führe. Nach diesem Konzept ist Disengagement ein natürlicher Prozeß, weil er den als reduziert wahrgenommenen Fähigkeiten und daraus resultierenden Rückzugswünschen entspreche. Damit argumentiert es klar vor dem Hintergrund eines Altersbildes, das die Defizite in den Vordergrund stellt.

Das Disengagement wird als sozusagen zweiseitiger Prozeß des Rückzugs zwischen Individuum und Gesellschaft begriffen. Dem Individuum wie der Gesellschaft muß die Gelegenheit gegeben werden, sich voneinander zu lösen. Die Rollenverpflichtungen des mittleren Alters reduzieren sich allmählich und dann ganz einschneidend mit dem Austritt aus dem aktiven Leben. Dabei müßten individuelle Bedürfnisse nach Rückzug und gesellschaftliche Erwartungen und Rollenangebote für die Phase des zurückgezogenen Alters gewissermaßen zusammenspielen. Gelingt das Zusammenspiel, dann haben sich gesellschaftliche Anforderungen reduziert und der Anspruch bzw. Wunsch des Individuums nach Partizipation ebenso. Diese so zwar distanziertere, aber doch integrierte Altersphase gelingt aber nicht, wenn individueller und gesellschaftlicher Zeitplan auseinanderfallen.

Die These von einem wegen der altersspezifisch nachlassenden Leistungsfähigkeit entstehenden Bedürfnis nach Rückzug berücksichtigt nicht, daß der Ausstieg aus dem Erwerbsleben ja auch ein Zwang ist, und der Wunsch nach frühem Ausstieg unter spezifischen Bedingungen entsteht, und nicht generell älteren Menschen als Bedürfnis nach Disengagement zugeschrieben werden kann. Nämlich dann, wenn es durch Arbeitsbedingungen zu hohen Verschleißerscheinungen kam, oder die Zufriedenheit mit dem Beruf gering ist, wird für ein frühes Ausscheiden aus dem Beruf optiert. Auch die Tatsache, daß in einigen Berufen bzw. Funktionen Menschen relativ lange tätig sind, weist die These von einem generell mit dem Alter gewünschten Rückzug in die Schranken. Allerdings vermag die These des notwendigen Rückzugs im Alternsprozeß der späten Freiheit Raum zu geben und befreit das Alter von der in der Arbeitsgesellschaft hochgehaltenen Idee ständiger Aktivität.

Dagegen unterstellt die *Kontinuitätsthese*, daß weder Aktivität noch Rückzug, sondern die Kontinuität der Lebensituation beim Übergang von der mittleren in die höhere Lebensphase über erfolgreiche oder nicht erfolgreiche Anpassung im Alter entscheidet (Rosow 1963; Atchley 1971). Damit vermittelt sie zwischen beiden zuvor beschriebenen Positionen. Diskontinuität habe grundsätzlich negative Folgen für die Anpassung an die Altersphase, mit Ausnahme des Wegfalls von belastenden Arbeitsbedingungen. Ähnlich wie bei der Aktivitätsthese wird auch hier angenommen, daß die Lebenszufriedenheit um so größer ist, je mehr das Alter dem mittleren Lebensalter entspricht. Die Kontinuitätsthese argumentiert ausgehend vom Modell des Lebenszyklus und der kontinuierlichen, in lebenslanger Erfahrung sich fortsetzenden Sozialisation. Verhaltensmuster werden in verschiedene Lebensphasen mitgenommen, wobei es wichtig ist, daß soziale Rollen und spezifische Lebensstile auch bei negativen Veränderungen beibehalten werden können. Bereiche, in denen Diskontinuität auftreten, sind etwa das Ende der Mutterrolle und der Erwerbstätigkeit, Aufgabe von Freizeitaktivitäten oder ein sich verschlechternder Gesundheitszustand. Kontinuität bedeutet, daß nur wenige schwerwiegende Änderungen verarbeitet werden müssen.

Da von individuell spezifischen Aktivitäts- oder Rückzugsbestrebungen ausgegangen wird, vermag diese These stärker als die vorigen nach Unterschieden zwischen Individuen zu differenzieren. Ebenso werden individuell unterschiedliche Anspruchsniveaus berücksichtigt; so erreichen Aktivere auch im Alter nur mit einem entsprechend höheren Niveau Lebenszufriedenheit. Männern werden im Unterschied zu Frauen größere Probleme beim Übergang in das Alter zugestanden, da Frauen die Hausfrauenrolle beibehielten und für sie die Aufgabe der Erwerbstätigkeit weniger schwierig sei. Daß diese Aussagen nur durch die Brille traditioneller Geschlechterstereotype gelten und sie mittlerweile kaum noch zutreffen – nahezu 30 Jahre sind seit ihrer Formulierung vergangen – liegt angesichts der Bildungs- und Berufspartizipation von Frauen nahe.

Kritisch muß man die Kontinuitätsthese auch wegen der Überbewertung und nur negativen Einschätzung von Veränderungen sehen. Individuen verfügen über ein ganzes Rollenbündel, so daß der Verlust der einen – etwa das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben – durch die Intensivierung anderer Rollen und Aufgaben kompensiert werden kann. Zudem würden Veränderungen vorweggenommen und durch die frühzeitige Bearbeitung der angenommenen negativen Folgen bewältigbar gemacht. Die Kontinuitätsthese sieht allerdings nicht, daß die Vielfalt an Aktivitäten und Interessen, durch die eine Kompensation von Verlusten im Alternsprozeß möglich wäre, sozial ungleich verteilt ist. Bei Angehörigen der mittleren und oberen Sozialschicht besteht wegen deren im Durchschnitt ausgedehnteren sozialen Netze und Aktivitäten ein größeres Kompensationspotential als bei Angehörigen der unteren Schicht (vgl. Backes/Clemens 1998: 124).

Alle drei klassischen gerontologischen „Theorien“ reflektieren nur wenig die individuellen Unterschiede, die sozialen bzw. gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und ebensowenig die lebensgeschichtlichen Voraussetzungen, von denen abhängt, ob im Alter Aktivität, Rückzug oder Kontinuität möglich sind.

2.2 Übergang zur Rente

2.2.1 Altersgrenze und „Pensionierungsschock“

Das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben kann als das *formelle* Kriterium des Übergangs zum Alter gelten, wird doch eine der gesetzlich festgelegten Altersgrenzen für die Beendigung der Berufstätigkeit erreicht. Daß es sich bei dem Erreichen der Altersgrenze um eine soziale Konstruktion von Alter handelt und nicht um objektives Alt-Sein, zeigt sich an der ja nur einen – wenn auch zentralen – Lebensbereich betreffenden Pensionierung und an der Variabilität der Altersgrenze. So ist das Alter bei der Verrentung in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gesunken. Diese über Formen der Frühverrentung aus dem Erwerbsleben ausgeschiedenen Männer und Frauen sind natürlich nicht plötzlich viel früher alt als vorige oder kommende Kohorten, die länger erwerbstätig waren bzw. sein werden.[9]

Auch historisch kann gezeigt werden, daß sich Alter als eigenständige Lebensphase erst ab dem Moment herausbildete, als kollektive, staatliche Rentenversicherungen etabliert wurden. Sie legten gesetzlich ein bestimmtes Alter fest, ab dem man zu Rentenbezügen berechtigt war, und mußten den „Tatbestand Alter“ definieren. Während zuvor allgemein Arbeitsunfähigkeit durch Invalidität (diese wurde nicht automatisch mit Alter gleichgesetzt!) als Kriterium für den Bezug etwa von Pensionen galt, wurde mit der durch Bismarck eingeführten Rentenversicherung ganz klar das Erreichen eines bestimmten chronologischen Alters der Beginn einer Phase des arbeitsfreien Ruhestands markiert. Das heißt nicht, daß Menschen danach nicht mehr hätten arbeiten müssen, denn in der Anfangsphase der Rentenversicherung waren die Zahlbeträge äußerst bescheiden und eher als Zuschuß zu familiärer Unterstützung gedacht (vgl. Ehmer 1990; Naegele 1992: 225f.).

Mit dem Übergang in die Rente verändern sich wichtige Lebenslagebereiche gravierend. Lange Zeit galt das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben und Eintritt in den „Ruhestand“ als Lebenskrise oder „Pensionierungsschock“. Das Einkommen reduziert sich und die sozialen Kontakte, die die Erwerbstätigkeit vermittelte, werden weniger. Vermittelte der Beruf Identität und Sinnstiftung, entsteht bei Wegfall der Erwerbstätigkeit auch auf dieser Ebene eine Lücke. Das gleiche gilt für mit dem Beruf verbundenes Prestige und entsprechenden Prestigeverlust. Die außerhäusliche Tätigkeit fungierte für viele als Strukturgeber des Tagesablaufes; fehlt diese, können Probleme auftreten, die freie Zeit zu strukturieren und überhaupt mit der nun „unendlich“ sich dehnenden Zeit umzugehen. Die familiären Betätigungsmöglichkeiten und Beziehungen werden wichtiger. Dies führt zu der These, daß sich im Alter die Rolle des Mannes an die der Frau angleiche. Dagegen erlebten Frauen den Pensionsschock weniger, da die häusliche Rolle kontinuierlich weiterlaufe. Mit der heute stärkeren Berufsorientierung von Frauen fällt aber auch ihnen der Übergang in den Ruhestand mehr oder weniger schwer, je nach den individuellen Bedingungen. Geschlechtsspezifische Unterschiede gibt es jedenfalls nicht (vgl. Niederfranke 1992).

---

[9] Nach einer Befragung schätzen sich ältere, 60 bis 65jährige Männer, die den Beruf aufgegeben hatten, nicht öfter als „alt“ ein, als noch erwerbstätige Männer dieser Altersgruppe (vgl. Tews 1993: 27).

Wie das Beenden des Erwerbslebens und der Übergang zum neuen Status „Rentner“ erlebt wird, ist individuell sehr unterschiedlich. Es hängt von der finanziellen Situation in der Rente, dem Gesundheitszustand, dem berufsbiographischen Verlauf, der Qualifikation und der Berufsbindung ab, ob der Übergang krisenhaft verläuft.

Daß der Übergangs in den Ruhestand als Krise wahrgenommen wird, hängt mit der allgemeinen Wertschätzung von Erwerbsarbeit und auch mit der praktisch sehr einflußreichen sozialwissenschaftlichen Aktivitätsthese zusammen (siehe Kap. 2.1). Wenn sie die Fortsetzung der Aktivitäten bzw. den möglichst geringen Bruch mit dem mittleren Lebensalters als Bedingung für die Bewältigung des Alterns unterstellt, dann kann eine Veränderung in einem so wichtigen Lebensbereich nur als Problem erscheinen. Die mit dem Ausstieg aus dem Erwerbsleben auch verbundenen Potentiale konnten in dem Maße sichtbar werden, wie im Zuge des Wertewandels und der zunehmenden Freizeit auch das Leben jenseits der Arbeit wichtig wurde. Die Zeit des Ruhestands wird nun auch als Möglichkeit zur Verwirklichung bisher unerfüllter Ziele und Wünsche gesehen. Ausreichende Renten und Pensionen machen Alter zu einer Phase der vollen sozialen Teilhabe. Es wird nicht mehr einfach mit verschlechtertem Gesundheitszustand gleichgesetzt (vgl. Mayer/Wagner 1996: 252).

2.2.2 Die „Verjüngung“ des Alters durch den Trend zur frühen Berufsaufgabe

Der zentrale Trend war seit Beginn der 70er Jahre eine Vorverlagerung des Alters beim Austritts aus dem Beruf. Diese Tendenz wird lediglich durch die steigende Erwerbsbeteiligung der Frauen abgebremst. Die angespannte Arbeitsmarktlage seit 1993/74 bewirkte, daß sich Wege des vorzeitigen Ausscheidens aus dem Beruf bildeten, die den Arbeitsmarkt entlastete. Das durchschnittliche Alter bei Eintritt in den Ruhestand lag 1970 für Männer in der Arbeiterrentenversicherung bei 61,6 Jahren, 1988 aber nur noch bei 58,6 Jahren. Frauen in der Arbeiterrentenversicherung steigerten ihr Durchschnittsalter beim Ausscheiden aus dem Beruf auf 62,4 Jahre. In der Rentenversicherung der Angestellten wiesen Männer 1970 ein Durchschnittsalter von 62,8 Jahre auf. Bis zum Jahre 1988 sank es weniger drastisch auf 60,8 Jahre. Das Durchschnittsalter der weiblichen Angestellten veränderte sich wenig und blieb bei etwa 61 Jahren (vgl. Naegele 1992: 237).

Die Vorverlagerung der Verrentung in der Bundesrepublik spiegelt sich in der stetig abnehmenden *Erwerbsbeteiligung* älterer Arbeitnehmer wieder. Am stärksten ist diese Tendenz in der Altersgruppe der 60 bis 65jährigen. Hier ging die Erwerbsquote von 69,5% im Jahre 1970 auf 20% im Jahr 1995 zurück. Frauen dieses Alters wiesen 1970 noch eine Erwerbsquote von 20,2% auf, sie sank bis 1995 auf 10,9% fast um die Hälfte. In der Erwerbsbeteiligung der Gruppe der 55 bis 60jährigen zeigt sich ein gegenläufiger Trend: so sinkt zwar die der Männer (von 87,8% im Jahre 1970 auf 75,8% im Jahr 1995), aber die der Frauen steigt an (von 35,7% 1970 auf 49,7% 1995; vgl. Backes/Clemens 1998: 62f.).

Auch schwankt die Häufigkeit der frühen Ausscheidens aus dem Erwerbsleben nach dem Versicherungszweig in der Rentenversicherung. Dahinter verbergen sich unterschiedliche Berufsstatusgruppen. Arbeiter weisen zwei- bis dreimal so viele frühzeitig Berentete auf wie andere Gruppen.

Beim Thema Frühverrentung bedürfen selbstverständlich die *neuen Bundesländer* besonderer Erwähnung. Hier waren die verschiedenen Formen des Vorruhestands und der Frührente ganz deutlich ein Mittel, um der Arbeitsmarktkrise Herr zu werden. Daher reduzierte sich die Zahl der Erwerbstätigen über 55 Jahren seit 1990 rapide. Das durchschnittliche Berufsaustrittsalter sank. Seit 1994 nähert sich die ansteigende Erwerbsquote der älteren Arbeitsnehmer der des alten Bundesgebiets an.

Das in den letzten Jahrzehnten zunehmend frühere Ausscheiden aus dem Erwerbslebens zählt sowohl für den individuellen Lebensverlauf als auch für das gesellschaftliche Altern zu den typischen und zentralen Entwicklungen. Denn einmal wird das Individuum damit konfrontiert, schon etwa Ende des fünften Lebensjahrzehnts gesellschaftlich als alt zu gelten. Zusammen mit der steigenden Lebenserwartung ergibt sich damit eine historisch vorher nicht gekannte Ausweitung der Lebensphase Alter. Sie kann heute etwa u. U. ein Drittel des Lebens einnehmen. Diese lange individuelle Altersphase birgt Folgen auf einer kollektiven Ebene: die Finanzierung der längeren Rentenbezugszeiten belastet das Rentenversicherungssystem und stellt nach den Kriegsfolgelasten gleich die zweitschwerste Bürde innerhalb der Finanzierung der sogenannten versicherungsfremden Leistungen (vgl. Rürup 1996: 31). Die Tatsache, daß die Altersphase schon so früh beginnt, verleiht ihr auch demographisch betrachtet an Gewicht. Es ist leicht vorstellbar, wie sehr der Anteil der Älteren an der Bevölkerung niedriger ausfällt, wenn man diesen auf der Basis erst der über 65jährigen berechnet (siehe Kap. 1 dieses Berichts). Die Ausweitung der Altersphase nach „unten“ (Verjüngung durch frühe Berufsaufgabe) und nach „oben“ (durch Hochaltrigkeit) geben ihr das neue individuelle wie auch gesellschaftliche Gewicht. Für die individuelle Biographie ist es ein Unterschied, ob ältere Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen nicht sicher sein können, ob sie überhaupt das Rentenalter erreichen und wenn, dann meist nur kurz – dies war zu Beginn der Einführung der Rentenversicherung der Fall – oder ob mit relativ hoher Sicherheit noch 20 oder mehr Jahre bevorstehen.

Der Prozeß der Berufsaufgabe kann durch die Planung und Vorwegnahme der Veränderungen positiver bewältigt werden. Es ist also empfehlenswert, das Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit nicht als Schicksal auf sich zukommen zu lassen, sondern es aktiv zu gestalten. Formen des teilweisen Übergangs in die Rente bzw. Teilrentenmodelle, die sich eigentlich zur Vorbereitung auf den Ruhestand anböten, werden bisher wenig genutzt.

Die vorzeitigen Wege aus dem Erwerbsleben wurden mit der *Rentenreform 1992* erschwert. Das Ausscheiden vor der Regelaltersgrenze von 65 Jahren für Männer und Frauen ist nur mit Abschlägen von der Rente möglich. Ob sich die mit der Rentenreform von 1992 eingeführten Abschläge bei frühzeitigem Rentenbezug als Anreiz, wieder länger im Beruf zu bleiben, auswirken werden, muß abgewartet werden, da die Maßnahme erst ab 1997 sukzessive zu wirken begann. Vorstellbar ist, daß wegen der Abschläge von der Rentenhöhe, die beim gesetzlichen Ruhestandsalter erreicht worden wäre, auf den Übergang in die Rente auf dem Wege der Erwerbs- und Berufsunfähigkeitsrente ausgewichen wird. Denkbar wäre auch, daß Abschläge durchaus in Kauf genommen werden, um das ja gewünschte frühe Ausscheiden aus dem Beruf zu realisieren, insofern eigenes Einkommen bzw. eine eigene Rente der Frau das Haushaltseinkommen abrunden.

2.3 Die Differenzierung des Alterns

Wie in anderen Lebensaltern, so herrschen auch in der Phase des Alters ungleiche Voraussetzungen und Ressourcen vor, die mit entscheiden, wie alte Menschen unterschiedliche Lebensbereiche gestalten und wie die Veränderungen des Alterns bewältigt werden. Wir wollen in diesem Abschnitt für ausgewählte Lebensbereiche darstellen, inwiefern das „Altersschicksal“ der Menschen von ihrer Zugehörigkeit zu sozialen Schichten beeinflußt ist. Dabei ist zu bedenken, daß es sich um Tendenzen und Durchschnittswerte handelt. Keinesfalls aber darf das zur Schichtzugehörigkeit gesagt im Sinne von Determiniertheit verstanden werden, etwa: wer der Oberschicht angehört hat viele außerfamiliäre Kontakte, oder: alte Menschen der Unterschicht haben kein Interesse an politischen Themen.

Die Zugehörigkeit zu sozialen Schichten stellt nur eine Perspektive der Beschreibung sozialer Unterscheide Älterer dar. Wegen des Arguments, daß in unserer hochmodernen, individualisierten Gesellschaft die individuellen Optionen und Chancen viel angemessener mit dem Modell der Lebensstile beschreibbar seien, werden wir auch dem neueren Konzept der Lebensstile im Alter Raum geben. Mit dem eher auf Verhaltensweisen und soziale Praxis achtenden Modell der Lebensstile wird zudem deutlich, daß innerhalb der Alten sich eine Gruppe abhebt nicht aufgrund sozialer Schichtzugehörigkeit, sondern aufgrund der Zugehörigkeit zu jüngeren Altersjahrgängen oder einer neuen Generation der Alten. Diese wird als die „neuen Alten“ oder auch die „jungen Alten“ bezeichnet. Diese verschiedenen Aspekte sozialer Unterschiede Älterer gliedern das folgende Kapitel.

2.3.1 Altern in verschiedenen sozialen Schichten

„Der Prozeß des Alterns nimmt ... qualitativ unterschiedliche Formen an, je nach der schichttypischen Berufs-, Einkommens- und Vermögenssituation, der schulischen und beruflichen Qualifikation, der schichtspezifischen Kontakte und Zugehörigkeiten und schließlich des davon abhängigen sozialen Einflusses und Prestiges.“ (Woll-Schumacher 1994: 224) Daher sind defizitäre Lebenslagen auch eher in den unteren Schichten auszumachen.

Bereits der *Übergang in den Ruhestand weist schichtspezifische Züge* auf. Vornehmlich Arbeiter und wenig qualifizierte Angestellte des Dienstleistungssektors sind betroffen von beruflicher Diskriminierung und Statusreduktion am Ende des Erwerbslebens. Da sie häufiger unter gesundheitsgefährdenden Bedingungen arbeiten, geraten sie wegen physischer Beeinträchtigungen häufiger unter den Druck von Leistungsanforderungen. Die schichttypisch mangelnde Bereitschaft zu beruflicher Mobilität und Anpassung an neue Arbeitsanforderungen bei weniger Qualifizierten führen bei betrieblichem und technischem Wandel eher zu Statusverlusten. Wegen dieser Bedingungen werden Arbeiter und gering qualifizierte Angestellte öfter als andere Berufsgruppen im Rahmen von Frühverrentung entlassen oder via Arbeitslosigkeit in den frühzeitigen Rentenbezug geschickt.

Besser ausgebildete ältere Arbeitnehmer bzw. Mittelschichtangehörige unterliegen in geringerem Maße dem Risiko der Dequalifizierung und damit der Einkommenseinbuße, da ihre Tätigkeiten nicht so stark von körperlicher Leistungsfähigkeit abhängen. Wegen der geringeren körperlichen Belastung treten Verschleißerscheinungen seltener auf als bei Arbeitern. Höher

Qualifizierte arbeiten daher in der Regel eher länger, mit Ausnahme der Beamten, die aufgrund finanziell günstiger rechtlicher Regelungen frühzeitig das Erwerbsleben verlassen können (Woll-Schumacher 1994: 226).

Ganz maßgeblich wird die Schichtzugehörigkeit durch das *Einkommen* (neben schulischer und beruflicher Ausbildung, Beruf und Berufsprestige) bestimmt, und das beziehen Ältere zum Großteil aus der Rentenversicherung. Nun ist die Rentenversicherung der Bundesrepublik so konstruiert, daß die schichtspezifischen Einkommensdifferenzen der Erwachsenen auf das Rentenalter übertragen werden. Mit dem Prinzip der Beitragsäquivalenz der Renten und dem Ziel der Sicherung des vorigen Einkommensniveaus auch im Alter strebt dies die Rentenversicherung explizit an. Da die anderen Säulen der Alterssicherung gleichsinnig funktionieren, bleiben die *schichtspezifischen Unterschiede im Einkommen im Alter bestehen* (vgl. Mayer/Wagner 1996: 263). Allerdings auf einem niedrigeren Einkommens-Niveau, da bekanntlich die Rente nur einen bestimmten Prozentsatz der letzten Nettoeinkommen ausmacht.

Je stärker der Übergang in den Ruhestand mit finanziellen Einbußen verbunden ist, desto unzufriedener sind Menschen im Alter. Da vor allem Arbeiter und niedrige Angestellte früh ausscheiden und geringere Einkommen hatten, sind bei ihnen finanzielle Engpässe und damit schlechte Startbedingungen für ein zufriedenes Altern eher zu erwarten. Da das Rentenniveau auch von der Zahl der Versicherungsjahre abhängig ist, sind Personen mit wenigen Versicherungsjahren aufgrund unterbrochener Berufsbiographien eher in einer materiell ungünstigen Situation. Daher sind die eigenen Renten der heute alten Frau mit wegen Familie unterbrochener Berufsbiographie so gering. Deren materielle Situation ist eher durch die Rente des Ehepartners oder die abgeleitete Rente – sofern diese hoch genug ausfallen – gesichert. Auch die Schichtzugehörigkeit der Frau wird nach der des Mannes bestimmt. Es ist zu erwarten, daß die Renten bei der kommenden Generation der besser qualifizierten, länger erwerbstätigen Frauen günstiger ist. Aber auch dann, wenn bei der Frau die gleiche Dauer, Qualifikation und Tätigkeit wie beim Mann vorliegt, bleibt immer noch eine auf Lohndiskriminierung zurückgehende Rentendifferenz (Allmendinger u.a. 1991).

Auch die zusätzlichen Einkommensquellen wie Betriebsrente oder Zusatzversicherung des öffentlichen Dienstes setzen die ökonomischen Ungleichheiten der aktiven Phase der Einkommenserzielung fort, da sie an der Einkommenshöhe orientiert sind oder solche Absicherungen eher den qualifizierten, gesuchten Arbeitskräften mit langer Betriebszugehörigkeit gewährt wurden. Zufriedenstellend sind – soweit man das im Überblick behaupten kann – die größeren Selbständigen, die Beamten, die Angehörigen des öffentlichen Dienstes, große Teile der Angestellten und die qualifizierteren Arbeiter versorgt. Ungenügend fällt die Versorgung eher bei den kleineren Selbständigen, den gering qualifizierten Arbeitern und Angestellten sowie bei Personen mit Lücken in der Erwerbsbiographie (Arbeitslose, ungeschützte Beschäftigung, mithelfende Familienangehörige) aus.

Die Einkommenslage ist ausschlaggebend dafür, ob die Konsumbedürfnisse befriedigt werden können und bestimmt das Konsumverhalten im Alter. Dieses dürfte wiederum von dem Niveau abhängen, das sie im Erwachsenenalter entwickelten. Eine Kontinuität der Konsumausgaben ist wahrscheinlich, allerdings mit zwei zentralen Einschränkungen: a) Für Haushalte mit niedrigem Einkommen sind relativ betrachtet die notwendigen Ausgaben für Miete, Klei-

dung und Nahrungsmittel eine größere Belastung, da sie einen viel größeren Anteil am Einkommen ausmachen als bei hohen Einkommen. Daher mag der Spielraum für zusätzlichen Konsum in den Bereichen Freizeit, Bildung, Kultur und Unterhaltung sehr klein ausfallen. b) Bei Pflegebedürftigkeit steigt der Bedarf derart stark an, daß er nur noch mit hohen Einkommen und Vermögen privat gedeckt werden kann.

Die materielle Absicherung ist (neben dem Bildungsniveau) ausschlaggebend dafür, wie die gewonnene freie Zeit genutzt wird. Alter als „Lebensgenuß" oder Genuß der „späten Freiheit" mit zahlreichen Reisen, Hobbies und vielfältigen kulturellen Aktivitäten, kennzeichnet eher eine bestimmte Gruppe unter den Älteren. Diese neuen Alten sind nicht nur besonders aktiv, sie sind auch materiell und in Bezug auf das Bildungsniveau privilegiert (Infratest u.a. 1991). Der Lebensstil im Alter ist also durch die Einkommens- und Vermögenssituation bestimmt. Der Zusammenhang zwischen materieller Lage und Lebensstil im Alter darf nicht zu unmittelbar „materialistisch" verstanden werden im Sinne von: sofern Geld vorhanden ist, kann Alter gestaltet werden. Das wäre verkürzt. Vielmehr prägt die langfristige materielle Lage im Erwachsenenalter bestimmte Gewohnheiten, Interessen und Lebensstile aus, die dann im Alter recht kontinuierlich fortgesetzt werden, wie ja auch das Einkommensniveau relativ stabil ist.

Die Schul- und Berufsausbildung ist eine weitere, die Schichtzugehörigkeit bestimmende Größe mit Folgen in vielen Lebensbereichen. Eine längere, höhere Schul- und Berufsausbildung hat positive Auswirkungen für die Bewältigung und Gestaltung des Alters. Mit der Höhe der Schul- und Berufsausbildung variiert nicht nur das Einkommen, sondern es reduzieren sich die Probleme der Anpassung an die neue Situation im Ruhestand. Besser Qualifizierte nutzen stärker Informationsangebote zu Verbesserungen der Lebenslage im Alter, bereiten sich mehr auf die neue Lebenssituation „Ruhestand" vor und entwickeln eher Pläne für die neue Lebensphase. Sie gestalten die Freizeit eher aktiv als durch passiven Medienkonsum. Bildungsgewohnte alte Menschen partizipieren stärker an Kultur-, Bildungs- und Freizeitangeboten und Reisen. Sie orientieren sich dabei stärker an den postmodernen Werten von Persönlichkeitsentwicklung und Emanzipation als die nur gering Qualifizierten (vgl. Nittel 1989; Tews 1993). Ältere der Mittel- und Oberschicht bevölkern die neuen Altenselbsthilfegruppen, während Ältere der Unterschicht zum Klientel der Altentagesstätten zählen. Das Ausmaß an Bildung wirkt sich positiv auf die Bereitschaft zum Training der geistigen Kompetenzen und zur Auseinandersetzung mit neuen Lebensaufgaben aus (Woll-Schumacher 1994: 235).

Personen mit hohem Qualifikationsniveau und demgemäß höherer Sozialschicht kennen eher die sozialen Dienstleistungen und Vergünstigungen für Ältere und nutzen diese stärker. Es entsteht der inverse Effekt, daß die Zielgruppe der sozial weniger Privilegierten Dienste weniger nutzt (Genaueres zu Nutzung von Hilfsdiensten bei Pflegebedarf siehe Kap. 6.3.1).

Soziale Kontakte sind eine wichtige Ressource für die Gestaltung des Alters und bestimmen maßgeblich die Lebenszufriedenheit. Aber selbst das Ausmaß und die Art sozialer Kontakte, von denen man annehmen könnte, daß sie mit Schichtzugehörigkeit nichts zu tun haben, variieren mit der Schichtzugehörigkeit. Typisch für die Unterschichtangehörigen ist, daß soziale Beziehungen alter Menschen vor allem zur erweiterten Familie bestehen und im Vergleich zu höheren Schichten hier intensiver sind. In den oberen Schichten hingegen ist der Kontakt zu

Familienmitgliedern schwächer, dafür sind Freunde die primären sozialen Kontakte. Das mag an den unterschiedlichen Chancen, daß die Kindergeneration in der Nähe wohnt und erreichbar ist, liegen. Denn die ökonomisch schwächeren Schichten weisen eine geringere räumliche Mobilität auf. Ebenso mag die Familie auch ein „Ersatz“ für fehlende andere Kontakte sein. Denn je höher die einkommens-, bildungs- und gesundheitsmäßigen Voraussetzungen, desto mehr und enger sind die Kontakte zu nicht verwandten Personen. So können sich wohlhabendere alte Menschen im Falle von Hilfebedarf eher die kommerziellen Angebote von der altengerechten Wohnanlage über eine bestens ausgestattete Seniorenresidenz leisten. Sie können sich private Hilfsdienste jenseits der Ressourcen der Familie organisieren.

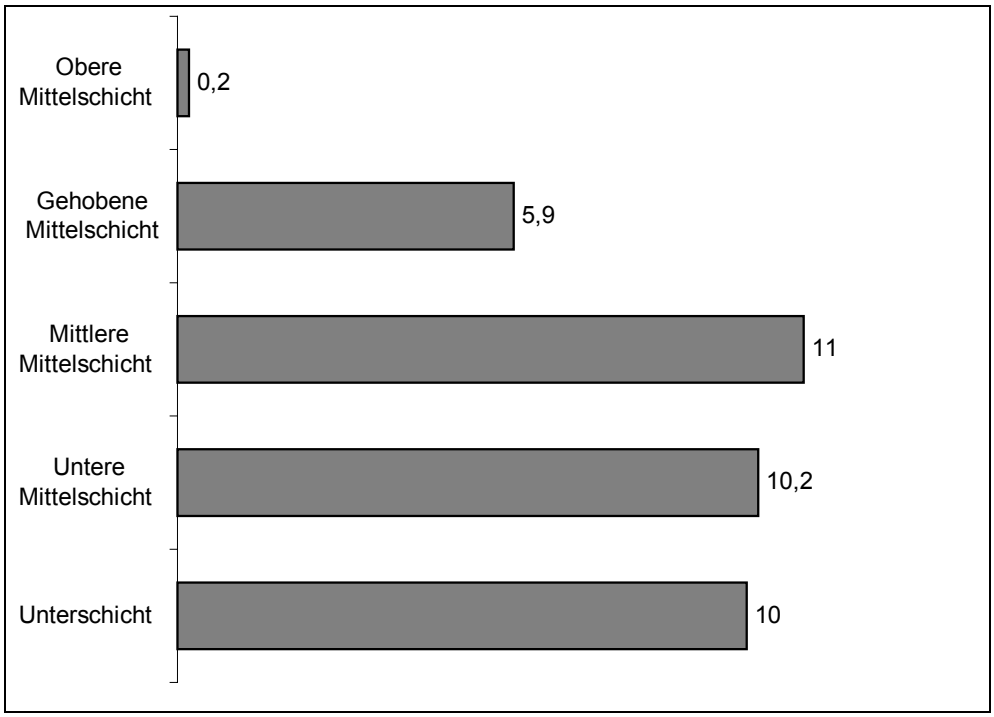
Erstaunlicherweise variieren auch die *privaten Lebensformen* mit der Schichtzugehörigkeit: je höher die soziale Schicht ist, desto eher lebt man mit dem Partner zusammen. Scheinbar sind Ehepartner erst in einem höheren Alter verwitwet. Auch die Wahrscheinlichkeit in einer nicht-ehelichen Partnerschaft zu leben, steigt mit der sozialen Schicht (3% in der Unterschicht, 13% in der oberen Mittelschicht). Dagegen wohnen Angehörige der Unterschicht deutlich öfter mit einem Kind zusammen. Ob dies aus materiellen Zwängen oder wegen in der Unterschicht anderen Werten und Orientierungen geschieht, ist nicht bekannt.

Ob auch der *Gesundheitszustand* im Alter vom Bildungsniveau und der Schichtzugehörigkeit abhängt, ist umstritten. Einerseits läßt sich zeigen, daß die Betroffenheit von akuten wie chronischen Krankheiten in den unteren Sozialschichten ansteigt. Sogar die Sterblichkeit ist in den unteren Sozialschichten höher (Klein 1993; Die Zeit 1997). Erklärbar ist dies mit den belastenderen Arbeitsbedingungen, mit den schichttypischen Ernährungs- und Lebensgewohnheiten (zum Beispiel weniger Sport, häufiger Rauchen und Übergewicht), aber auch der Belastung durch soziale Notlagen. Andererseits kam die *Berliner Altersstudie* zum Ergebnis, daß physische und psychische Gesundheit gerade nicht schichtabhängig variieren. Tritt aber Krankheit auf, dann gleicht sie die Lebenschancen der alten Menschen *in bestimmten Bereichen* über die Schichten hinweg an (Mayer/Wagner 1996: 269). Eine solche Nivellierung durch den schlechten körperlichen Gesundheitszustand findet bei den sozialen Aktivitäten und der gesellschaftlichen Beteiligung statt: die allgemein stärkere gesellschaftliche Beteiligung und das höhere Aktivitätsniveau der oberen Sozialschichten verschwindet, wenn gesundheitliche Einbußen auftreten (Mayer/Wagner 1996: 265f.). Dagegen sind solche „harten Fakten“ wie die Einkommensunterschiede zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Schichten – naheliegenderweise – unabhängig vom Gesundheitszustand konstant.

Um einen Eindruck von der Größe der angesprochenen Schichten und der Verteilung der alten Bevölkerung auf die einzelnen zu geben, wird auf Tab. 8, S. IV im Anhang, hingewiesen. Sie zeigt die Schichtzugehörigkeit von über 70jährigen Berlinern und Berlinerinnen und differenziert zwischen Männer und Frauen sowie zwischen alten und sehr alten Männern und Frauen. Ihr ist zu entnehmen, daß die Unterschicht nur gering besetzt ist, jedoch bei den hochbetagten Frauen über 85 Jahre überproportional. Untere, mittlere und gehobene Mittelschicht bilden ein breites Mittelfeld, innerhalb dessen eine Verbesserung der Positionen bei den jüngeren Alten und vor allem bei den Frauen zur gehobenen Mittelschicht sichtbar ist. Die obere Mittelschicht ist wieder geringer besetzt. Die Oberschicht kam in der Berliner Altersstudie nicht vor.

Während körperliche und kognitive Risiken im großen und ganzen unabhängig von der sozialen Schicht alte Menschen treffen, wäre bezüglich der *Nutzung von Dienstleistungen der hauswirtschaftlichen Hilfe und der Pflege* anzunehmen, daß diese nach Schicht variieren. Einige zentrale Tendenzen lassen sich diesbezüglich festmachen: Angehörige oberer Schichten nutzen in hohem Maße professionelle Dienste zur Betreuung in der eigenen Wohnung (etwa obere Mittelschicht 32,7%), während Angehörige der Mittelschicht schon weniger (nur ca. 10%) und Angehörige der Unterschicht nur selten professionelle Hilfe nutzen (nur noch 6,2%). Auch bezüglich der Unterbringung im Heim unterscheiden sich die Schichten sehr. Die unterschiedlichen Quoten der im Heim lebenden alten Menschen aus den verschiedenen Schichten zeigen (siehe Abb. 11, S. 42), daß Angehörige der oberen und der gehobenen Mittelschicht relativ selten in ein Heim übersiedeln. Dagegen liegt bereits ab der mittleren Mittelschicht die „Heimquote“ höher (Mayer/Wagner 1996). In den bei allen Schichten kleinen Zahlen drückt sich aus, daß insgesamt die Wahrscheinlichkeit, im Alter in einem Heim leben zu müssen, relativ gering ist. Die Angehörigen der obersten Schichten können vermutlich aufgrund des hohen Einkommens eher finanzierbaren ambulanter Dienstleistungen, aber auch wegen der anderen Einstellung im Umgang mit professionellen Hilfsdiensten, den Umzug in ein Heim besser vermeiden.

Abb. 11: Im Heim lebende Personen nach sozialen Schichten



Legende: in % der einzelnen Schichten. Quelle: Mayer/Wagner 1996: 270.

2.3.2 Lebensstile älterer Menschen

Betrachtet man die Unterschiede innerhalb der Älteren nach Lebensstilen, dann rücken die unterschiedlichen Alltags-Kulturen der sozialen Gruppen in den Blick. Damit trägt man zwei

Kritikpunkten der Betrachtung von Schichten Rechnung: a) mit Schichten sehe man nur äußerliche, statische Merkmale, aber nicht tatsächliche Verhaltensweisen und soziale Identität; b) die materielle Lage der unterschiedlichen Schichten sei im Wohlfahrtsstaat Bundesrepublik Deutschland so nach oben gewandert, daß auch Unterschichts-Angehörige einen hohen Lebensstandard und Lebensgewohnheiten der Mittelschicht realisieren könnten. So habe sich seit den 80er Jahren eine Vielfalt an Lebensstilen und Milieus entwickelt, die die herkömmlichen Schichten überlagern. Die sozialen Differenzen der Mittelschichtsgesellschaft Bundesrepublik Deutschland könnten nicht mehr nur an Beruf und Einkommen abgelesen werden. Man müsse viel genauer hinschauen und auch soziale Verhaltensweisen, Geschlecht, Stadt-Land-Unterschiede oder die Wohnregion etc. berücksichtigen.

Schaut man sich die Realität an, dann wird deutlich, daß diese neuen Lebensstile und Milieus allerdings entlang der herkömmlichen Schichten angesiedelt sind – zumindest bei den heute alten Menschen. Bei ihnen ist die angesprochene Tendenz zu pluraleren Lebensstilen noch geringer als bei den Jüngeren. Eine Studie zu diesen neuen Formen sozialer Unterschiede erfaßte vier verschiedene Lebensstile (vgl. Infratest u.a. 1991: 84): die pflichtbewußten häuslichen Älteren mit 31% der Altersgruppe; die sicherheits- und gemeinschaftsorientierten Älteren mit 29%; die aktiven 'neuen Alten' mit 25% der Altersgruppe; die resignierten Alten mit 15%.

Die *pflichtbewußt-häusliche Gruppe* zeichnet sich durch Bescheidenheit, Sparsamkeit, Selbstbeschränkung und Harmoniestreben aus. Der bescheidene Wohlstand soll gewahrt werden. Pflicht- und Normerfüllung sind die zentralen Werte. Familienleben, Haus und Hobbies sind die sinnstiftenden Lebensmittelpunkte. Haus- und Gartenarbeit, Handarbeiten, Kaffeekränzchen strukturieren den Tag. Soziale Kontakte bestehen durch Besuche von Kindern, Enkeln oder Verwandten. Dagegen sind die Außenbeziehungen eingeschränkt, man zieht sich in die private Welt zurück. Für den so stark auf das häusliche Leben konzentrierten Teil der älteren Generation ist der Verlust der Selbständigkeit eine große Bedrohung, das Bewahren der Unabhängigkeit entsprechend ein zentraler Wert. Meist handelt es sich bei den Pflichtbewußt-Häuslichen um Frauen zwischen 60 und 70 Jahren aus dem kleinbürgerlichen und konservativ gehobenen Milieu. Sie waren Angestellte und Beamte, wohnen in der Regel in kleinen Gemeinden auf dem Lande.

Die aktiven *neuen Alten* praktizieren am ehesten jenen Lebensstil, den man sich nach der These einer Individualisierung der Menschen vorstellt. Für sie stehen Orientierungen wie persönliches Wachstum, Kreativität, Komfort und Lebensgenuß im Vordergrund und prägen ihre Lebensansprüche. Der Wunsch nach Kommunikation und Teilhabe am sozialen Leben, das Wahrnehmen kultureller Angebote kennzeichnet diesen Lebensstil. Man partizipiert an Weiterbildungsangeboten und am politischen Leben. Die neuen, wenn auch nicht immer jungen Alten leben in gut situierten Verhältnissen durch ein hohes Haushaltseinkommen und Vermögen (Wertpapier-, Immobilienbesitz). Ohne diese materielle Basis wäre der Lebensstil „das Alter genießen" nicht möglich. Im Lebensstil aktives Alter sind akademische Berufe, Männer und Großstadtbewohner überrepräsentiert. Dieser Alters-Lebensstil rekrutiert sich aus gehobenen sozialen Milieus.

Den *sicherheits*- und *gemeinschaftsorientierten* Lebensstil im Alter prägt die Vorstellung des verdienten Ruhestandes nach einem harten Arbeitsleben. Man möchte Dinge tun, für die früher die Zeit fehlte. Einen hohen Stellenwert haben traditionelle Formen der Geselligkeit, also etwa das Vereinsleben und Unternehmungen mit Freunden und ehemaligen Kollegen. Auch dominieren traditionelle Formen der Freizeitgestaltung: Hobbies, Fernsehen, Faulenzen. Man befürchtet mit dem Älterwerden seine Leistungsfähigkeit zu verlieren und sieht sich auch sozial als alter Mensch eher bedroht durch Kürzungen im Sozialbereich. Der sicherheitsorientierte Lebensstil ist vor allem im traditionellen Arbeitermilieu und kleinbürgerlichen Milieu zu finden. Die materiellen Lebensverhältnisse sind eher bescheiden, jedoch gibt es keine Armut. Der Lebensunterhalt wird aus der öffentlichen (Sozial)Rente bestritten, kaum aus Vermögen.

Der Lebensstil der *resignierten Alten* ist durch materielle und soziale Benachteiligung geprägt. Diese Gruppe weist das relativ geringste Einkommens- und Bildungsniveau auf, sie hat den höchsten Frauenanteil und ist die durchschnittlich älteste Gruppe. In ihm finden sich viele Witwen aus dem Arbeiter- und kleinbürgerlichen Milieu. Bei den Einstellungen herrschen Pessimismus, Ohnmacht und Resignation vor. Ansprüche werden auf das als machbar wahrgenommene zurückgeschraubt. Man hofft wenigstens nicht noch weitere Verschlechterungen in materieller und gesundheitlicher Hinsicht hinnehmen zu müssen. Die verbliebene Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren, nimmt daher einen hohen Stellenwert ein. Persönlichkeitswachstum, Selbstverwirklichung, Teilnahme am sozialen Lebens sind für diesen Lebensstil relativ fremde Vokabeln.

Die Lebensstile der neuen und der resignierten Alten liegen weit auseinander, ebenso deren materielle Situation. Von Pluralität der Lebensstile zu sprechen wäre verfehlt. Die Studie prognostizierte damals für die *Zukunft* eine Ausbreitung des aktiven neuen Alters sofern die materiellen Bedingungen stabil blieben. Aber genau das ist ja die Frage; denn einmal wird sich die hohe Arbeitslosigkeit und diskontinuierliche Erwerbsverläufe künftig in den Versichertenbiographien niederschlagen; es kann auch politisch induzierte Niveausenkung der materiellen Absicherung geben.

2.3.3 Junge und alte Alte

Wegen der beschriebenen Ausweitung der individuellen Lebensphase Altern durch früheren Berufsaustritt und die steigende Lebenserwartung ist man dazu gezwungen, innerhalb dieser langen Phase „Alter“ stärker zu unterscheiden. Denn es ist plausibel, daß die „jungen Alten“, die etwa durch Frühverrentung erst 55 Jahre alt sind, wenig mit den alten Alten ab 80 Jahren gemeinsam haben müssen (vgl. Karl/Tokarski 1989). Denn gesundheitliche und soziale Merkmale, die die Lebenslage dieser beiden Gruppen prägen, dürften sich gravierend unterscheiden. Junge Alte weisen weniger Anzeichen des funktionalen Alters auf, partizipieren noch stärker an gesellschaftlichen Aktivitäten als die hochbetagten Alten. Aber nicht nur das individuelle funktionale Altern bedingt die Unterschiede. Auch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen unterscheidet junge und alte Alte. Während der Lebensverlauf der alten Alten durch zwei Weltkriege, phasenweise schwierige ökonomische Verhältnisse und schlechtere Bildungs- und Berufschancen geprägt ist, war der Lebenslauf junger Alter in den

wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegsphase, die wesentlich stabileren sozialen und ökonomischen Verhältnisse der Bundesrepublik Deutschland eingebettet.

Junge Alte können öfter als die alten Alten noch mit dem Partner zusammen leben, ihr gesundheitlicher Status und auch ihre ökonomischen Ressourcen sind in der Regel besser (vgl. Motel/Wagner 1996). Sie verfügen über größere soziale Kontakte. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Nachkriegsgeneration nehmen sie stärker an Freizeitaktivitäten teil und haben eine andere „Erwartungshaltung“ gegenüber dem Alt-Sein als die alten Alten. Alt-Sein bedeutet nicht passiver Rückzug, sondern ist ein Freiraum zur Entfaltung von Interessen und nachberuflichen Aktivitäten (Was von diesem anderen Altersbild bzw. -ideal allerdings realisiert werden kann, steht auf einem anderen Blatt).

3. Lebensbedingungen der mittleren Generation

Dieses Kapitel wendet sich jenen Voraussetzungen und Lebensbedingungen der mittleren Generation zu, die für die Möglichkeit zu Beziehungen zwischen den Generationen grundlegend sind. Erstens gilt es zu zeigen, daß sich eine längere, parallel verlaufende Lebenszeit der alten und mittleren Generation, aus der dann auch ein Miteinander werden kann, erst in diesem Jahrhundert entwickelte. Zweitens soll beschrieben werden, wie sich die familiären Rollen der mittleren Generation verändern, und drittens, wie diese in die Erwerbssphäre integriert ist. Aus den doch sehr unterschiedlichen Optionen der mittleren Generation in Erwerbstätigkeit und eigener Familie folgt, daß es sinnvoll ist, die Beziehungen der Generationen nach unterschiedlichen Generationenkonstellationen zu differenzieren.

3.1 Gemeinsame Lebenszeit und Generationenkonstellationen

Daß mehrere Generationen in der Familie gleichzeitig leben, ist historisch noch recht neu. Dies widerspricht zwar dem gewohnten Bild der traditionellen Großfamilie, unter deren Dach mehrere Generationen vereint miteinander lebten. Aber die zentrale Voraussetzung für ein zeitliches Nebeneinander und gemeinsame Lebenszeit von drei und mehr familiären Generationen – nämlich eine hohe Lebenserwartung – entstand eben erst in diesem Jahrhundert. Zuvor verhinderte die niedrige Lebenserwartung und auch das hohe Alter der Mütter bei der Erstgeburt, daß erwachsene Kinder ihre Eltern längere Zeit erleben, und daß diese wiederum die Großelternrolle für die Kindes-Kinder ausfüllten. So konnte Großelternschaft erst nach dem zweiten Weltkrieg zum verbreiteten Phänomen werden. Die steigende Lebenserwartung bedeutet für die Generationenfolge, daß Kinder ihre Eltern oder Großeltern ihre Enkel immer länger erleben. Es leben nicht mehr in der Regel nur zwei Generationen gleichzeitig, sondern drei oder gar vier Generationen (vgl. Lauterbach 1995: 22; Lehr/Schneider 1983). Die moderne Familie zeichnet sich also durch ihre *multigenerationelle* Struktur aus. Allerdings reduzierten in der Bundesrepublik Deutschland die Auswirkungen der beiden Weltkriege bestimmte Kohorten der Männer und damit ihre Chance, die Vaterrolle und auch die Großvaterrolle längere Zeit zu erleben. So haben von den Kindern, deren Vater zwischen 1901 und 1910 geboren wurde, im Alter von 50 Jahren nur noch 2 von 10 einen Vater, im Unterschied dazu hat aber noch jeder zweite eine Mutter (vgl. Lauterbach 1995: 31). Die Ausbildung einer für den Großteil der Bevölkerung erwartbaren und verbreiteten Phase der Großelternschaft und deren Verlängerung mit dem Übergang zum 20. Jahrhundert läßt sich ebenfalls mit Daten verdeutlichen. Enkelkinder, deren Großeltern vor 1890 geboren worden waren, hatten bei der Geburt zu 65 bis 70% keine Großeltern mehr. Etwa 25 Jahre später hat sich die Situation stark verändert: Großmütter, die zwischen 1911 und 1920 geboren wurden, sind bei neun von zehn Enkelkindern noch am Leben, und von den Großväter dieser Kohorte sind sieben von zehn noch am Leben, werden also Großeltern (vgl. Lauterbach 1995: 39).

Wie sehr sich die Lebenszeit der Generationen überschneidet, hängt also einmal von der (nach Schicht, Geschlecht, Familienstand) variierenden Lebenserwartung ab, aber auch vom Alter der Mutter bei Geburt des ersten Kindes. Denn selbstverständlich liegt es auch am Alter bei der Geburt, ob die alte Generation noch Enkel erlebt, bzw. wie lange erwachsene Kinder und alte Eltern miteinander zu tun haben. Frühe Geburten verkürzen den Abstand zwischen

den Generationen, aber verlängern die Dauer der Beziehung, späte Geburten führen zu langen Abständen und kürzerer Dauer der Beziehung. Wenn die erste Geburt bis Mitte oder Ende dreißig aufgeschoben wird, und dies über mehrere Generationen geschieht, dann entstehen „Alterslücken“ (Bengston/Schütze 1992: 500). Der gegenwärtige Trend, Geburten auf ein höheres Alter der Mutter zu verlagern, hat Folgen: so kann der größere Abstand der Generationen das Konfliktpotential erhöhen; es wird wahrscheinlicher, daß sich Kindererziehung und potentieller Pflegebedarf der Eltern überschneiden; oder die Großeltern sind zu gebrechlich, um noch jene in der Großelternrolle oft übernommene Aufgabe wie Unterstützung bei Kinderbetreuung und Haushalt zu übernehmen.

Bildlich gesprochen zieht sich Familie dadurch, daß mehrere Generationen gleichzeitig leben, in die Länge. Die Familiensoziologie spricht von der *Bohnenstangen-Familie* (vgl. Bengston/Schütze 1992: 499). Zu dieser langen Form trägt außerdem der Trend zu einer geringen Kinderzahl, also die schmale Besetzung innerhalb einer Generation, bei. Kinder würden zu horizontaler Breite, zu Seitenverzweigungen der Familien führen, die der Bohnenstange ja fehlen. In der modernen Familie sind die vertikalen Positionen besetzt, weniger aber die horizontalen Positionen. Oder ganz plastisch: ein Einzelkind kann vier Großeltern und möglicherweise auch noch Urgroßeltern, aber keine Tanten, Onkel, Nichten und Neffen haben.

Die mittlere Generation im Gefüge der erweiterten Familie wird wegen ihrer Stellung zwischen Kindern und Eltern mit entsprechenden Verpflichtungen oft als *Sandwich-Generation* bezeichnet. Ob es berechtigt ist, die mittlere Generation ganz generell zwischen zwei familiären Rollenanforderungen eingezwängt zu sehen, ist zu bezweifeln. Man muß differenzieren zwischen unterschiedlichen Generationenkonstellationen. Denn wie bei der Erörterung der Dauer der Generationenbeziehung schon klar wurde, hängt es von dem „Timing“ der Geburten ab, ob tatsächlich zugleich alte Eltern, bei denen die Wahrscheinlichkeit der Pflegebedürftigkeit höher ist, und Kinder, denen gegenüber Erziehungsaufgaben oder – sind die Kinder bereits erwachsen und aus dem Elternhaus ausgezogen – Unterstützung bei der Familiengründung, Ausbildung oder Erwerbstätigkeit nötig sind, gemeinsam leben. Die frühe Mutterschaft der ältesten Generation hat eine ebenfalls schon ältere mittlere Generation zur Folge, die bei Pflegebedarf – nehmen wir an ab dem Alter von 80 Jahren – eher auch schon die Erwerbstätigkeit beendet hat bzw. kurz davor steht. Hat diese selbst früh Kinder bekommen, sind diese bereits erwachsen und aus der Ausbildungsphase heraus. Späte Mutterschaft der ältesten, hat eine noch im Erwerbsalter stehende mittlere Generation zur Folge. Hat die mittlere Generation selbst wieder spät Kinder bekommen, dann sind diese noch relativ jung und bedürfen der Erziehung und Unterstützung. Die Sandwich-Situation entsteht also eher bei größeren Generationenabständen bzw. hohem Alter bei der Erstgeburt. Geht man von einem Erstgeburts-Alter von 33 Jahren aus, dann ist die 80jährige Generation mit einer ca. 47 Jahre alten mittleren Generation verbunden, deren Kinder 13 Jahre alt sind. Nach den heutigen Erwerbsmustern haben viele Frauen zu diesem Zeitpunkt wieder eine Erwerbstätigkeit aufgenommen bzw. wünschen dies (genaueres zu Erwerbstätigkeit siehe Kap. 3.3).

Die Auswirkungen einer Erwerbstätigkeit für die familiären Aufgaben sind durchaus ambivalent. Einerseits bedeutet sie Anspannung und Belastung, andererseits aber Ausgleich, soziale Kontakte und Anerkennung. Für den Bereich der Pflege älterer Angehöriger ist erwiesen, daß erwerbstätige Pflegepersonen zwar weniger Freizeit zur Erholung zur Verfügung haben als

nicht Erwerbstätige, aber sich doch weniger belastet fühlen (vgl. Dallinger 1996). Eine Sandwich-Situation, zu der auch noch Erwerbstätigkeit hinzu kommt, muß also nicht negativ erlebt werden. Im Gegenteil: in der Regel findet man bei erwerbstätigen Frauen höhere Werte der Lebenszufriedenheit und ein geringeres Ausmaß gesundheitlicher Beschwerden als bei nicht erwerbstätigen Frauen.

Wegen der unterschiedlichen objektiven Rahmenbedingungen (Opportunitätsstrukturen), innerhalb derer die Beziehungen zwischen den Generationen sich realisieren müssen, bietet es sich an, zwischen den folgenden *Generationenkonstellationen* zu differenzieren:

a) Die mittlere Generation hat noch Verantwortung gegenüber eigenen minderjährigen oder in Ausbildung befindlichen Kindern; die alten Eltern gehören zu den „jungen Alten", bei denen meist noch beide Ehepartner leben und sich wechselseitig soziale, emotionale und praktische Stütze sind.

b) Die mittlere Generation hat bereits volljährige eigene Kinder in der Familiengründungsphase, denen sie Hilfe – etwa in Form von Kinderbetreuung, Haushaltshilfe oder finanzielle Zuwendung – leistet. Die Eltern der mittleren Generation sind hochbetagt, daher öfter schon verwitwet, und bedürfen eventuell der Unterstützung.

c) Alleinerziehende im mittleren Alter aufgrund von später Mutterschaft oder nach einer Scheidung. Sie sind überdurchschnittlich oft erwerbstätig und durch die alleinige Erziehungsverantwortung stark belastet. Sie benötigen daher relativ stärker die Hilfe der alten Elterngeneration als Ehepaarhaushalte. Ist die Elterngeneration noch nicht im fortgeschrittenen Alter (also wenn das Geburtsalter niedrig war), dann sind Hilfepotentiale zumindest prinzipiell vorhanden.

d) „Alte" alte Eltern oder häufig ein alleinlebender, hochbetagter Elternteil stehen in Beziehung zu einer mittleren Generation, die bereits pensioniert ist und keine Verantwortung für volljährige eigene Kinder mehr hat. [10]

Innerhalb der genannten Konstellationen könnte weiter nach der Erwerbstätigkeit unterschieden werden. Denn zu der doppelten Inanspruchnahme durch die Zwischenstellung im familiären Netzwerk kommt die Inanspruchnahme durch Erwerbstätigkeit. In Konstellationen, wo von hochbetagten Eltern ausgegangen wird, etwa b) und d) ist sie unwahrscheinlicher aufgrund von Altersgründen (zum Beispiel 85jähriger Elternteil und 60jährige Tochter). Bei großen Generationenabständen („Generationenlücken") sind aber auch die erwachsenen Kinder betagter Eltern noch im Erwerbsalter. Da sich derzeit das Geburtsalter nach hinten verlagert, mithin die Generationenabstände lang sind, werden künftige mittlere Generationen verstärkt noch in den Arbeitsmarkt integriert sein (zum Beispiel 85jähriger Elternteil und 50jährige Tochter).

Die ersten drei „Konstellationen" (a, b, c) entsprechen einer Sandwich-Situation. Allerdings ist nur in der Konstellation b) die Wahrscheinlichkeit, daß auch die Eltern der Hilfe oder Pflege bedürfen, besonders groß. Allerdings tritt auch schon bei „jüngeren Alten" Hilfe- und

[10] Weiterhin könnte man Generationenkonstellationen nach Wohn- und Haushaltsform unterscheiden (vgl. Wand 1986): 1) Tochter und Elternperson(en) wohnt im gemeinsamen Haushalt, 2) getrennte Haushalte; 3) Eltern bzw. Elternteil wohnt im Heim.

Pflegebedarf auf, weshalb für die Konstellationen a) und c) eine Doppelbelastung nicht auszuschließen ist.

Für die Sandwich-Situation gibt es keine offizielle, allgemein verbindliche Definition. Je nach Abgrenzung dieser Situation kommt man zu unterschiedlichen Aussagen darüber, wie oft die mittlere Generation in einem Sandwich steckt. Eine Studie, die sie gemäß der Situation b) definierte, also recht eng nur das Vorhandensein von Eltern(teil) und zugleich volljährigen Kindern mit eigenen Kindern als Sandwich bezeichnete, kommt zu dem Ergebnis, daß der quantitative Umfang einer Inanspruchnahme von zwei Seiten recht gering ist. Lediglich etwa ein Drittel der 40 bis 60jährigen Personen mittleren Alters lebten (1986 bzw. 1984) überhaupt in einer Situation der doppelten Einbindung in intergenerationelle familiäre Netze (vgl. Borchers/Miera 1993: 21, 83f.). Allerdings sollte eine weitere Definition der Sandwich-Situation als die gleichzeitige Inanspruchnahme durch Kinder und Großeltern Verwendung finden, dann wird das Phänomen der Sandwich-Generation schon bedeutsamer. Nimmt man noch die Gruppe der Personen mit lebendem Elternteil und noch nicht volljährigen Kindern dazu, die zu etwa 25% unter den 40-60järigen zu finden sind (vgl. Borchers/Miera 1993: 84), dann gelangt man schon zu 58% der mittleren Generation, die sich zumindest potentiell in einem Sandwich befinden. Inwiefern diese bisher allein über die Generationenstrukturen definierte Gruppe auch tatsächlich stärker in den Hilfeaustausch einbezogen ist, wird in den Kapiteln 4 und 5 diskutiert werden.

Eine Studie spricht auch von Generationenkonstellationen, wenn die unterschiedlichen Kombinationen der Eltern-Kind-Beziehungen gemeint sind (vgl. Szydlik 1998), also die Mutter-Tochter- oder Mutter-Sohn-Beziehung und die Vater-Tochter- oder Vater-Sohn-Beziehung. Wie später noch deutlich werden wird, gibt es zwischen diesen möglichen Dyaden geschlechtsspezifische Unterschiede.

3.2 Übergang zur Lebensphase des ‘empty nest’

Familie ist keine statische, ein für alle mal festgefügte Sache, sondern ein Prozeß der Entwicklung, in dessen Verlauf sich immer wieder neue Aufgaben stellen. Daher spricht die Familiensoziologie vom Familienzyklus mit unterschiedlichen Phasen. Im mittleren Alter ist es vor allem der Auszug der erwachsenen Kinder aus dem Elternhaus, der die neue Phase des „leeren Nests“ einleitet. Aus psychologischer Sicht wird die Ablösung und Auszug der Kinder als Entwicklungsaufgabe beschrieben, aus soziologischer Sicht kommt die Veränderung in den Rollenanforderungen an das Individuum zur Sprache. Insbesondere für die Frau besteht sowohl die Notwendigkeit als auch die Chance der Orientierung an neuen Aufgaben und Rollen; die Mutterrolle tritt zurück, die Erwerbs- und Ehepartnerrolle bekommen neue Bedeutung, möglicherweise auch die Rolle als Tochter (vgl. Papastefanou 1992). Für den Mann schafft die durch familiäre Ereignisse wenig beeinflußte Erwerbstätigkeit Kontinuität, jedoch ist er im Rahmen der veränderten Anforderungen an das Paar gefordert. Diese Phasen des Familienzyklus selbst unterliegen einem von sozialen Trends geprägten Wandel. So stellt sich der Übergang zum „leeren Nest“ unterschiedlich dar, je nach dem, wie hoch die Frauenerwerbsbeteiligung ist oder in welchem Alter der Übergang zu Elternschaft erfolgt.

Durch die geringere Kinderzahl und einen geringeren Zeitabstand zwischen den Geburten macht heute die Kinderphase einen umgrenzten Abschnitt im Lebenslauf einer Frau bzw. Paares aus. Während sich früher Kindererziehung bis ins Alter hineinzog, ist heute die Erziehungsphase im mittleren Alter beendet. Mit dem Auszug der Kinder ist das „Nest“ dann leer, es steht noch eine lange Phase der „nachelterlichen Gefährtenschaft“ bevor. Insbesondere für jene Jahrgänge zwischen 1950 und 1970 mit relativ frühen Geburten gilt dies. Die derzeitige Tendenz, Kinder erst zu einem späteren Zeitpunkt Ende zwanzig, Anfang dreißig zu bekommen, wird diese nachelterliche Phase wieder etwas schrumpfen lassen und in ein späteres Alter verlegen.

Auch angesichts von längeren Ausbildungsphasen und arbeitsmarktbedingten Problemen der Berufseinmündung verzögert sich der Auszug der Kinder nach hinten. Das leere Nest bedeutet dann noch kein Ende der Verantwortung der Eltern. Denn auch nachdem erwachsene Kinder das Elternhaus verlassen haben, leisten Eltern weiterhin Unterstützung materieller und immaterieller Art. So zeigt sich die materielle Abhängigkeit der 18 bis 28jährigen von den Eltern darin, daß sie regelmäßige finanzielle Unterstützung von monatlich 750 DM erhalten (vgl. Vaskovics 1989; Vaskovics u.a. 1990).

Parallel zur verlängerten elterlichen Verantwortung für „Nesthocker“ entwickelt sich wegen der Langlebigkeit der Eltern und der neuen gemeinsamen Lebenszeit zunehmend eine weitere Phase mit Versorgungspflichten, diesesmal gegenüber den betagten Eltern bzw. einem Elternteil (vgl. Brody 1985). Für erwerbstätige Frauen mittleren Alters bedeutet dies, daß sich nun an den Konflikt zwischen Kindern und Beruf der neue Vereinbarungskonflikt zwischen Pflege und Beruf anschließt (vgl. Beck u.a. 1997; Bäcker/Stolz-Wittig 1997)

Auf der subjektiven Ebene bedeutet das Ende der direkten Kinderversorgung insbesondere für Frauen, neue Aufgaben finden zu müssen; diese können sich auf die Erwerbstätigkeit beziehen, aber auch auf andere persönliche Interessen und Bedürfnisse. Die angestrebte Umorientierung kann aber sowohl subjektiv sehr schwer fallen als auch auf objektive Barrieren stoßen. Die hohe Arbeitslosigkeit, der enge Arbeitsmarkt, das Fehlen von Teilzeitarbeit und die unter Umständen langen Unterbrechungszeiten von Frauen erschweren ein Realisieren von Wünschen. Die geringe Bewertung von Familienarbeit wird rückblickend besonders deutlich an den Schwierigkeiten, im Beruf wieder Fuß zu fassen. Die Frauen selbst fühlen sich oft den Anforderungen des Erwerbslebens nicht mehr gewachsen, so daß der Schritt zu neuen Aktivitäten nicht gegangen wird (Papastefanou 1992).

Es wird angenommen, daß erwerbstätige Frauen die Übergangsphase besser bewältigen als nicht erwerbstätige, da sie ihre Identität und Selbstwertgefühl nicht nur aus der Mutterrolle, die sich ja jetzt reduziert, erhalten. Frauen, deren Identität aus der Mutterrolle gestiftet ist, zeigen am ehesten problematische Reaktionen wie das Gefühl von Leere und Sinnlosigkeit. Die Erwerbstätigkeit schützt vor einem krisenhaften Übergang durch soziale Kontakte, Anerkennung, materielle Unabhängigkeit sowie durch das Training der eigenen geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Insbesondere der letzte Aspekt ist wichtig, wird doch der Auszug des Kindes auch als Konfrontation mit dem eigenen Älterwerden erlebt.

Die ehelichen Beziehungen entwickeln sich nach dem Auszug der Kinder aufgrund des größeren Freiraumes im Zusammenleben in der Regel positiv. In der Phase der „nachelterlichen Gefährtenschaft“ können neue gemeinsame Perspektiven entwickelt werden.

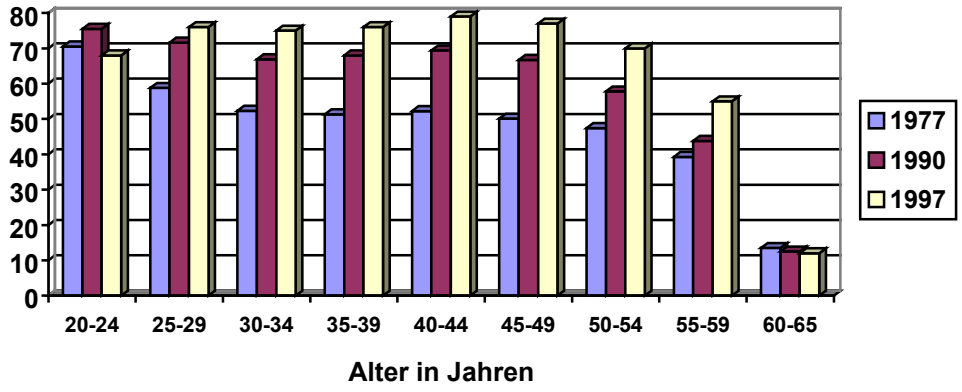
3.3 Frauen zwischen Beruf und Familie

Neben der Kindererziehung oder den Kontakten zu bereits erwachsenen eigenen Kindern ist es natürlich die Erwerbstätigkeit, die die mittlere Generation beansprucht. Der Umfang der Erwerbsbeteiligung beeinflußt, neben der Qualität der emotionalen Beziehung oder der räumlichen Entfernung, inwiefern intensivere Beziehungen oder gar Versorgungsaufgaben gegenüber der älteren Generation zeitlich überhaupt möglich sind. Bei der Analyse der Erwerbsbeteiligung und ihrer Folgen für familiäre Beziehungen zwischen den Generationen sind im Grunde zwei Trends interessant: einmal das veränderte Erwerbsverhalten der Frau, da sie in der Regel bisher für die Generationenbeziehungen zuständig sind; zum anderen der Trend zur Frühverrentung, der Männer aus der Erwerbsrolle mehr oder weniger freiwillig entläßt und ja auch ihnen Freiräume schafft für familiäre Generationenbeziehungen. Der zweite Punkt wurde bereits in Kapitel 2. diskutiert. Da keine Daten vorliegen, inwiefern die neue Freiheit tatsächlich zu einem Engagement gegenüber der älteren (Eltern-)Generation führt, soll hier lediglich auf die neue Diskussion um die „Verpflichtung des Alters“ mit der Idee, die zu einem immer früheren Zeitpunkt von Erwerbsarbeit „entpflichteten“ Menschen wieder in sozial notwendige Tätigkeiten zu integrieren, hingewiesen werden. Dieses Kapitel wendet sich der Analyse der Erwerbsbeteiligung insbesondere von Frauen zu.

Die Erwerbsquote der Frauen hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten in allen westlichen Industrieländern erhöht. Besonders deutlich ist dies in der Altersspanne zwischen 25 und 54 Jahren, da ein späterer Eintritt in und ein früherer Austritt aus dem Erwerbsleben erfolgt (siehe Abb. 13, S. 52). Jenseits des Alters von 60 Jahren ist die Erwerbsbeteiligung von Frauen daher gesunken. Im Jahre 1997 lag die Erwerbsquote von Frauen zwischen 40 und 54 Jahren um die 70%. Aber auch in der Altersgruppe der 50 bis 54jährigen gehören noch etwa die Hälfte zu den Erwerbspersonen. Gegenüber den 70er Jahren bedeutet dies einen Anstieg um etwa ein Viertel.

Zum Vergleich soll die Erwerbsquote der Männer im Jahre 1997 erwähnt werden. Sie liegt ausbildungsbedingt im jungen Erwachsenenalter (20 bis 25 Jahre) noch unterdurchschnittlich bei 77% (bei den 15-20jährigen gar nur bei 35%), steigt dann bei den über 30jährigen auf 96% an und bleibt auf diesem Niveau bis zum Alter von 55 Jahren (vgl. Statistisches Bundesamt 1998: 101).

Abb. 13: Erwerbsquoten von Frauen



Legende: *Frauen im Alter von 15 bis 65 Jahren in Westdeutschland 1977, 1990 und 1997; Anteil der Erwerbspersonen an der Gesamtbevölkerung entsprechenden Alters und Geschlechts. Genaue Zahlen Tab. 8, S. IV im Anhang. Quelle: BMFJ 1993: 124; Statistisches Jahrbuch 1998: 101.*

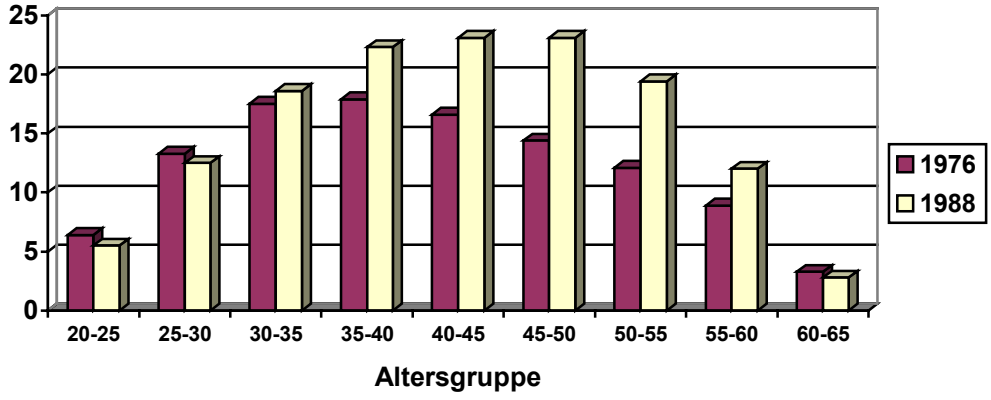
Die Erwerbstätigenquote, also der Anteil der tatsächlich in einem Beschäftigungsverhältnis stehenden Frauen, ist allerdings niedriger, wenn auch ebenfalls seit den 70er Jahren angestiegen. 1990 lag sie bei allen Frauen im Erwerbsalter (von 15 bis unter 65 Jahren) bei 53,9% und stieg bis zum Jahre 1997 nochmals auf 55,3% an (vgl. Statistisches Bundesamt 1998: 111).

Die steigende Erwerbsbeteiligung der Frauen geht vor allem auf das Verhalten von verheirateten Frauen und Müttern zurück (vgl. Willms 1983; Lauterbach 1991: 33). Dennoch ist die Erwerbsbiographie von Frauen immer noch durch die Unterbrechungen wegen der Geburt und Erziehung von Kindern gekennzeichnet. Zwar wird kaum noch wegen der Heirat die Erwerbstätigkeit unterbrochen, so doch bei der Geburt von Kindern. Jedoch zeichnet sich die Tendenz ab, daß immer mehr Frauen auch mit Kindern ins Erwerbsleben zurückkehren und die Unterbrechungszeit kürzer wird. Diese Tendenz ist um so ausgeprägter, je jünger der Geburtsjahrgang ist. Je höher die berufliche Qualifikation der Frau ist, desto öfter kehren sie ins Erwerbsleben zurück und desto geringer sind die „Pausen“ (vgl. Huinink 1989; Schulz/Kirner 1992; Prinz 1994; Klein/Braun 1995).

Die tatsächliche Erwerbsbeteiligung der Frau mit Kindern entspricht nicht dem oft propagierten „Drei-Phasen-Modell“ mit relativ getrennten Phasen der Erwerbsarbeit, der Kindererziehung und erneuter Erwerbsarbeit mit bereits recht selbständigen Kindern; vielmehr erfolgt ein Wiedereinstieg schon mit noch recht kleinen Kindern. Erstaunlicherweise ist nach einem Jahr der Erwerbsunterbrechung die Wiedereinstiegsrate am höchsten, danach kommt es nur noch im dritten Lebensjahr des Kindes zu einem „Schub“ an Müttern, die die Erwerbstätigkeit wieder aufnehmen. Mit dem Alter der Kinder steigt sukzessive auch die Erwerbstätigenquote an (vgl. Klein/Braun 1995). So waren Frauen mit Kindern unter drei Jahren schon zu 44,2% erwerbstätig und bis zum Alter der Kindern zwischen 15 und 18 Jahren steigt die Erwerbstätigkeit sukzessive auf 65,6% an (vgl. Statistisches Jahrbuch 1998: 111). Die uns hier interessierenden Frauen mittleren Alters nahmen die Hürde des Wiedereinstiegs oder der kontinuierlichen Weiterarbeit mit Kindern. Sie haben in der Regel bereits ältere Kinder mit weniger Betreuungsaufwand und realisieren eine wieder verstärkte Erwerbspartizipation.

Diese individuell wieder stärkere Erwerbspartizipation wie auch die in den vergangenen Jahrzehnten festgestellte (und oben beschriebene) soziale Trend zur Ausweitung der Erwerbstätigkeit von Frauen beruht fast ausschließlich auf dem Zuwachs an *Teilzeitarbeit* (vgl. Stolz-Willig 1991; Quack 1993: 74f. und 99). Denn um Familie und Beruf vereinbaren zu können, arbeiten viele Frauen nur in einer Teilzeitarbeit. Seit Mitte der 70er Jahre nahm insbesondere die Teilzeitquote unter den Frauen mittleren Alters zwischen 35und 55 Jahren zu (siehe Abb. 15, S. 54). Vergegenwärtigt man sich, daß ca. 23% der 40 bis 50jährigen Teilzeit arbeiten bei einer Quote der gesamten Erwerbstätigkeit von ca. 55%, dann sind etwa die Hälfte der erwerbstätigen Frauen teilzeit beschäftigt. Sie verfügen zwar – wie die 45% der nicht erwerbstätigen Frauen – über mehr zeitliche Spielräume, die auch für Generationenverhältnisse genutzt werden können, sind sozial aber weniger gesichert. Die andere Hälfte der Erwerbstätigen, die vollzeit beschäftigten Frauen, sind zeitlich relativ stark eingespannt. Mit diesen Zahlen soll keine Rechnung derart aufgemacht werden, daß die zeitlich ja weniger oder gar nicht in den Arbeitsmarkt integrierten Frauen ja für private Generationenbeziehungen zur Verfügung stünden. Zu komplex sind die emotionalen, räumlichen und familiären Bedingungen, die beeinflussen, ob es zu Kontakten zwischen den Generationen kommt. Jedoch dürfte es angesichts der doch geringeren Erwerbspartizipation der Frauen nicht erstaunen, wenn sie auch weiter eher für intergenerationellen Zusammenhalt sorgen als Männer. Man spricht von der weiblichen Rolle der „kin-keeper“, d.h. denjenigen, die die Verwandtschaftsbeziehungen zusammenhalten. Die hohe Erwerbsbeteiligung der Männer, die mit 96% bis ins Alter von 55 Jahren ausgewiesen wurde, erschwert schon von den sog. Opportunitätsstrukturen, also den objektiven Möglichkeiten her, ein Engagement in Generationenbeziehungen. Dies sagt noch nichts über die Qualität und die Enge von Beziehungen aus, die natürlich ebenfalls einen entscheidenden Einfluß auf Generationenbeziehungen haben. Das für viele Männer nach vorne verlagerte Alter des Ausscheidens aus dem Beruf schafft hier im Prinzip neue Spielräume.

Abb. 15: Teilzeitquote von Frauen



Legende: *Frauen 1976 und 1988 nach Altersgruppen; Teilzeitquote ist der Anteil der Teilzeitbeschäftigten an der jeweiligen Altersgruppe der Erwerbsbevölkerung; genauere Zahlen siehe auch Tab. 11, S. V im Anhang; Quelle: Quack 1993: 248.*

Der berufliche und der familiäre Lebensbereich sind für die meisten Frauen zu gleichwertigen Optionen geworden. Erwerbstätige Frauen haben eine arbeitsinhaltliche Motivation zur Erwerbstätigkeit, er ist nicht mehr nur ein „Zuverdienst" (vgl. Brüderl 1992: 19). Bereits mit der Geburt von Kindern werden sie mit der Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie konfrontiert und müssen Lösungen finden. Ein *zweiter Vereinbarkeitskonflikt* zeichnet sich für Frauen ab, die einen hilfe- oder pflegebedürftigen Elternteil versorgen. Immerhin sind 42,4% der weiblichen und 57,8% der männlichen Pflegepersonen eines älteren Menschen auch erwerbstätig. Bei geringem Hilfebedarf kann eine Erwerbstätigkeit noch parallel zur Versorgung ausgeübt werden. Auch erlauben es flexible Arbeitszeiten, trotz beruflicher Tätigkeit die Pflege zu organisieren. Wird jedoch der Pflegebedarf zu umfangreich, dann ist eine Erwerbstätigkeit nicht mehr möglich (vgl. Dallinger 1997: 59). Repräsentative Daten zeigen aber, daß die meisten der erwerbstätigen Pflegepersonen nicht aus der Erwerbstätigkeit ausscheidet oder diese einschränkt, sondern den Beruf fortsetzt (Dallinger 1997: 64). Welche familiären, emotionalen oder finanziellen Gründe dabei eine Rolle spielen, ist erst ansatzweise erforscht. Ein sozialpolitisch relevanter Aspekt ist aber, daß es gerade die Unsicherheit der weiteren Arbeitsmarktchancen bei einer eventuellen Unterbrechung ist, die vor Berufsunterbrechungen abhält.

4. Kontakte zwischen mittlerer und älterer Generation

Wie gezeigt wurde, entstehen durch den demographischen Wandel immer mehr Familien mit mehreren Generationen, aber wenigen Seitenverwandten der gleichen Generation. Die Multigenerationenfamilie schafft zumindest die Voraussetzungen für die Kontakte der Generationen. Für die ältere Generation werden die sozialen Netzwerke bestehend aus Partnerschaft, Kindern, anderen Verwandten, Freunden und Nachbarn mit dem Berufsaustritt und dem Verlust der über den Beruf vermittelten sozialen Kontakte, wichtiger. Später schafft noch die Verwitwung einen besonderen Bedarf an intergenerationalen Netzwerkbeziehungen; möglicherweise intensivieren sich die Kontakte zu den erwachsenen Kindern. Soziale Netze vermitteln instrumentelle und emotionale Unterstützung, auf die auch die ältere Generation angewiesen ist.

Vor diesem Hintergrund stellt sich aber die Frage, ob die neugewonnene gemeinsame Zeit überhaupt mit Netzwerkkontakten in der Familie ausgefüllt wird? Sind Familien nicht zu sehr zerrissen durch die Wohnentfernungen? Und wenn räumliche Nähe gegeben ist, muß das ja nicht automatisch heißen, daß es in Mehrgenerationenfamilien dann auch zu Kontakten zwischen Jung und Alt kommt (4.1). Weiter muß man fragen, ob diese Kontakte durch eine gewisse Qualität der Beziehung geprägt sind? Denn Besuche oder Anrufe, die die Sozialwissenschaftler zählen, bedeuten ja nicht per se, daß dahinter als eng erlebte Beziehungen stehen. Enge Beziehungen brauchen nicht harmonisch zu sein, denn die späte Familienphase enthält spezifische Konstellationen oder Situationen, die konfliktträchtig sind (4.2).

Spezielle Bedingungen können das Verhältnis der Generationen beeinflussen. Wie wirken sich Wohnungswechsel im mittleren Erwachsenenalter oder in späteren Phasen aus? Geographische Mobilität kann zu spärlicheren Kontakten zwischen den Generationen führen, sie kann aber auch zu einer erneuten Annäherung beitragen (4.3). Von besonderer Bedeutung ist ein Prozess, der häufig mit der Alterung verbunden ist; Kinder übernehmen stärker die Rolle einer Bezugsperson für ihre alternden Eltern, wobei sie auch als bevorzugte Helferpersonen eine bestimmendere Rolle in deren Leben erlangen (4.4). Schließlich können Vorurteile und der Konflikt der Generationen Kontaktmöglichkeiten zwischen der älteren und der mittleren Generationen behindern (4.5).

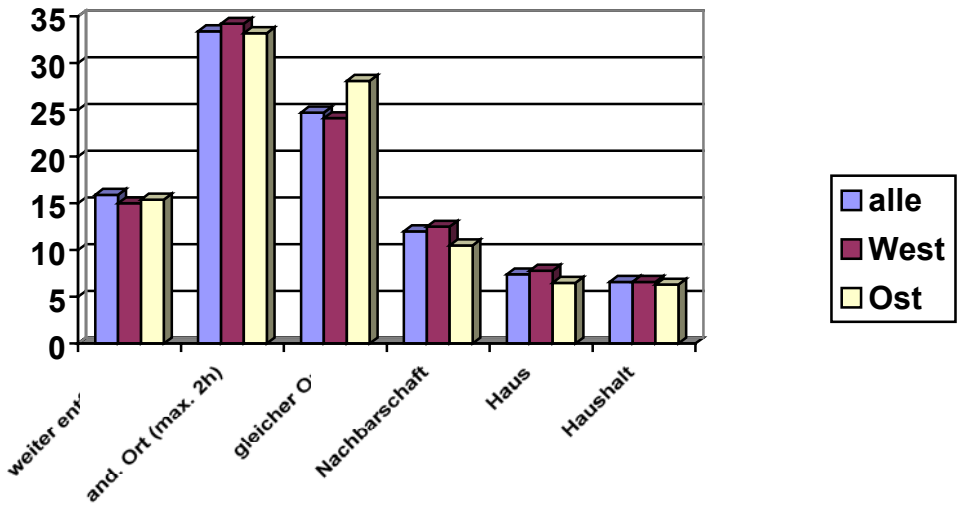
4.1 Räumliche Nähe der Generationen: Wohnen unter einem Dach, im gleichen Viertel, und weiter entfernt.

Das in zahlreichen Studien über die Beziehungen der Generationen in der Familie bestätigte Ergebnis, daß die mittlere und die alte Familiengeneration nicht sonderlich weit voneinander entfernt wohnen, ist angesichts vieler anderslautender Behauptungen erstaunlich. Herrscht doch in der Öffentlichkeit das Bild einer hochmobilen, durch berufliche Mobilitätszwänge quer über die Bundesrepublik verteilter Familienangehöriger vor. Die räumlichen Distanzen zwischen den Wohnorten würden in einer modernen Gesellschaft wie der Bundesrepublik Deutschland das Hilfe- und Unterstützungsnetz der Familie auseinander brechen lassen. Doch räumliche Mobilität ist erstaunlich gering, so daß zumindest die Mehrheit der erwachsenen Kinder relativ nahe bei den alten Eltern wohnt. Die räumliche Nähe ist deshalb ein so wichtiger Indikator für die „Lage der Generationen“, weil die Enge der emotionalen Beziehung, die

Kontakte und die Hilfeleistungen eng damit zusammenhängen (vgl. Rossi/Rossi 1990: 444; Walter 1991: 13; Marbach 1994a; Szydlik 1995). Räumliche Nähe gehört zu den strukturellen Bedingungen für familiale Solidarität.

Nach den Daten des Alters-Surveys, einer repräsentativen Befragung von 40-85jährigen in der Bundesrepublik, lebt etwa die Hälfte der erwachsenen Kinder mindestens im gleichen Ort wie die alten Eltern (siehe Abb. 17, S. 56). Dabei handelt es sich um Angaben über das jeweils nächstwohnende erwachsene Kind; es mag also durchaus für andere Kinder gelten, daß sie weiter entfernt leben. Differenziert man diese im gleichen Ort lebenden Familien noch weiter aus, dann wird sichtbar, daß nur 6,6% über einen gemeinsamen Haushalt verfügen und 7,4% im gleichen Haus leben. 12% der erwachsenen Kinder wohnen in der Nachbarschaft und etwa ein Viertel von ihnen wohnt im gleichen Ort wie die Eltern. Allerdings darf man die andere Hälfte der weiter auseinander wohnenden Generationen nicht vergessen. Unter ihnen macht die Gruppe der in einem anderen, bis zu 2 Stunden entfernten Ort wohnenden erwachsenen Kinder ein Drittel aus. Bei einem kleineren Anteil leben die Eltern noch weiter weg.[11]

Abb. 17: Koresidenz der erwachsenen Kinder mit ihren Eltern



Legende: Eigene Darstellung auf der Basis von Szydlik 1998: 104. Genaue Daten auch Tab. 13, S. V im Anhang.

Angesichts der halbe-halbe Verteilung muß man die Nähe genauso hervorheben wie die Distanz der Generationen. Aber immerhin sind für die Hälfte der Familien die Kontakte und Austauschbeziehungen relativ leicht möglich – im Prinzip. Räumliche Nähe erleichtert den Austausch von Gedanken, Ereignissen und Einstellungen, so daß nahe beieinander wohnende Generationen auch eher Gelegenheit haben, sich in ihren Gedanken und ihrer Lebenswelt zu

[11] Zu einem ähnlichen Ergebnis der geringen Wohnentfernung zwischen erwachsenen Kindern und Eltern kommt auch Diewald (1993) auf der Basis von Daten des Allbus, in dem allerdings andere Antwortmöglichkeiten zur Entfernung vorgegeben waren. Danach wohnen nur 29% der 35 bis 55jährigen Kinder mehr als eine Stunde von der Elterngeneration entfernt.

kennen und auseinanderzusetzen. Eine Entfremdung tritt weniger ein als bei seltenen Besuchskontakten.

Die Wohnentfernung, in der die Generationen leben, hat lediglich bei den finanziellen Leistungen zwischen den Generationen keine Bedeutung. Dies liegt nahe, kann doch heute Geld problemlos überwiesen werden. Andere Arten von Austausch und Unterstützung werden jedoch in der Regel durch die Entfernung eingeschränkt. Die Kommunikation in Form von Besuchen, Weihnachtsfeiern, Familientreffen oder Diskussionen über wichtige Themen schrumpft je weiter die Generationen voneinander entfernt wohnen, abgesehen von jenen Kommunikationsformen, bei denen keine persönliche Anwesenheit notwendig ist, wie bei Telefonaten. Das wechselseitige Gewähren von Dienstleistungen wie Krankenversorgung, Haushaltshilfen, Kinderbetreuung oder Pflegehilfe, die ja allesamt nur bei persönlicher Anwesenheit erbracht werden können, geht mit der Zunahme der Wohnentfernung zurück. Lediglich Dienstleistungen, die nicht mit persönlicher Anwesenheit verbunden sind, wie zum Teil die Behördenhilfe, verringern sich nicht auch bei größeren Wohndistanzen zwischen den Generationen (vgl. Marbach 1994a).

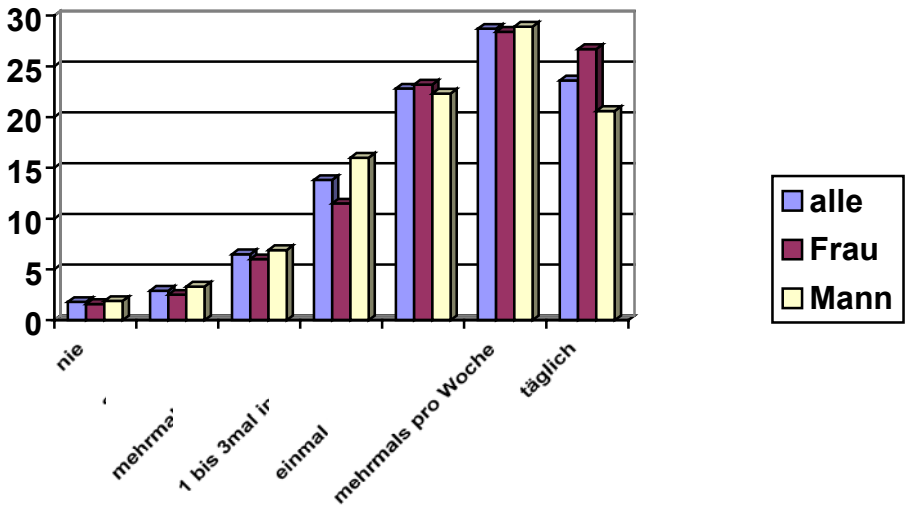
Der Umfang des Zusammenlebens der Generationen nimmt im hohen Alter zu: im Alter von über 90 Jahren leben rund 40% der Älteren bei ihren Kindern oder Enkeln (BMFuS o.J.: 121).

Im nächsten Schritt soll gezeigt werden, inwieweit zwischen den Generationen auch Kontakte bestehen. Zwar wurde gezeigt, daß der Anteil älterer Menschen, die tägliche oder mehrmals wöchentliche Kontakte zu den Kindern haben, zwischen 1974 und 1984 von 39% auf 30% zurückgegangen ist (BMFuS 1993: 198). Die Häufigkeit von Kontakten ist aber in allen Studien immer noch recht hoch. So erstaunt es zunächst, daß ein knappes Viertel der 40-85jährigen Kinder mit ihren Eltern bzw. einem Elternteil täglich Kontakt hat (siehe Abb. 19, S. 58). Mit Kontakten sind hier Telefonate, persönliche Treffen bis hin zu gemeinsamen Urlauben gemeint. Es ist sicher auf diese weit gefaßte Auffassung von „Kontakten“ zurückzuführen, daß sich so hohe Werte ergeben. Betrachtet man nur die Besuche, wie unten aufgeführt, dann sinken die Werte der Kontakte zwischen den Generationen der Familie ab. Aus dem Viertel der Beziehungen, in denen täglich irgendwie geartete Kontakte stattfinden, werden 14% der Eltern-Kind-Beziehungen, die sich jeden Tag besuchen. Bei der Interpretation der Zahlen gilt es weiter zu berücksichtigen, daß hier nur die am nächsten wohnenden Kinder bzw. die, zu denen die meisten Kontakte bestehen, berücksichtigt werden. Mit weiteren Kindern werden also weniger intensive Kontakte unterhalten.

Doch soll die Beschreibung der Kontakthäufigkeit erst einmal fortgesetzt werden: bei gut einem Viertel der Generationenbeziehungen kommt es mehrmals pro Woche zu Kontakten, wieder ein knappes Viertel der 40-85jährigen befragten Kinder hat einmal pro Woche Kontakte zu den Eltern. Faßt man den „Rest“ der weniger als wöchentlichen Kontakte zusammen, dann wäre es lediglich bei einem Viertel der intergenerationellen Beziehungen in der späten Familienphase der Fall, seltener als einmal pro Woche irgendwie Kontakt aufzunehmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie einfach es auch für weiter entfernt wohnende erwachsene Kinder oder für Kinder, die zu weitergehender Unterstützung nicht bereit bzw. in der Lage sind, ist, einmal pro Woche ein Telefonat zu führen, dann sind diese Zahlen schon weniger erstaunlich.

Auffällig geringe Differenzen finden sich auf der Ebene der Kontakte in Hinsicht auf die Beteiligung von Töchtern und Söhnen. Nur partiell findet man ein deutlicheres Übergewicht der Rolle der Frau an den intergenerationellen Kontakten, so im Bereich der täglichen Kontakte. Reziprok dazu sind die Söhne bei den lockereren Kontakten relativ, aber auch nicht besonders stark in der Mehrzahl. Dieses dürfte auf die höhere häusliche Präsenz der Frauen und auf die in der Regel engere Tochter-Eltern-Beziehung (siehe nächstes Kapitel) zurückzuführen sein. Angesichts der später deutlich werdenden, sehr wohl vorhandenen Unterschiede der Stellung von Töchtern und Söhnen im familiären Hilfenetz bleibt nur zu konstatieren, daß die reine Häufigkeit der Kontakte nichts über die Qualität der intergenerationellen Beziehungen und die Hilfemuster im einzelnen aussagt.

Abb. 19: Kontakthäufigkeit nach Geschlecht



Legende: Anteil in %; Quelle: Szydlik 1998: 120. Genauere Zahlen siehe Tab. 14, S. V im Anhang.

Allerdings muß berücksichtigt werden, daß die Integration älterer Menschen in ein familiäres Netz nach den eigenen Lebensverhältnissen und denen der Kindergeneration differenziert betrachtet werden muß. Die nach *Lebenssituation der Kindergeneration differierenden Kontakthäufigkeiten* mit der Mutter werden in Tab. 15, S. VI im Anhang, wiedergeben. Die Tatsache, daß die mittlere Generation selbst Kinder hat, wirkt sich kaum auf die Kontakthäufigkeit aus. Eher findet man schon Unterschiede in der Zahl der Besuchskontakte, die mit dem Alter der mittleren Generation variiert. So unterhalten Kinder mittleren Alters zwischen 25 und 34 Jahren intensivere Kontakte zur Mutter als die 35-55jährigen erwachsenen Kinder. Erstere gaben öfter an, mehrmals die Woche oder einmal die Woche Besuche zu machen, als die zweite Altersgruppe. Offensichtlich distanzieren sich die Generationenbeziehungen etwas mehr, je länger die Kindergeneration bereits selbst einen Haushalt gegründet hat; eventuell drückt sich in den Zahlen die stärkere berufliche Beanspruchung im mittleren Erwachsenenalter ab 35 Jahren aus.

Wie sich später im Abschnitt (5.3) zur Alltags- und Krisenhilfe für die ältere Generation noch zeigen wird, gehört zu den den Hilfeaustausch beeinflussenden Merkmale seitens der betagten

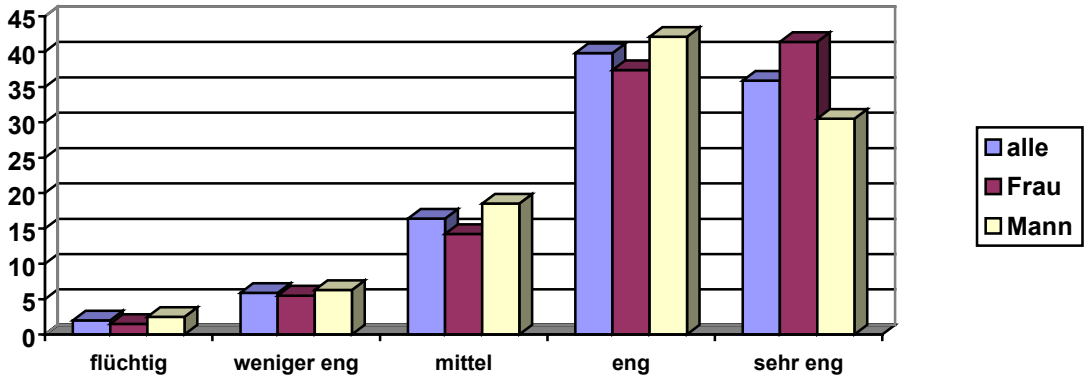
Eltern vor allem deren Familienstand: Verheiratete weisen andere Muster der Unterstützung auf als die Verwitweten oder ältere Menschen ohne Kinder. Man spricht in diesem Zusammenhang von der Hierarchie der Helfer und Helferinnen, da eine Analyse der Frage, wer wie oft und in welchen Bereichen hilft, eine recht klare Rangordnung ergibt bezüglich der Häufigkeit, mit der die einzelnen Mitglieder des sozialen Netzes, angefangen bei den engen Familienangehörigen und Freunden bis hin zu den Nachbarn, als unterstützende Personen genannt werden.

4.2 Emotionale Nähe, Konflikte und Kommunikationsschwierigkeiten zwischen den Generationen

Formeln, mit denen die optimale und von den Älteren gewünschte Form des Zusammenlebens mit der Kindergeneration oft umschrieben wird, sind die Begriffe *„innere Nähe durch äußere Distanz“* oder *„Intimität durch Abstand“*. In ihnen kommt eine Kombination von Unabhängigkeit bei gleichzeitiger emotionaler Bindung zwischen erwachsenen Kindern und alten Eltern zum Ausdruck. Auch wenn Familienbeziehungen bedeutsam sind für die Zufriedenheit älterer Menschen, so tauchen in diesen doch auch Probleme auf.

Die affektiven Beziehungen zwischen den betagten Eltern und den erwachsenen Kindern erweisen sich als eng, auch wenn die beiden Generationen nicht mehr in einem Haushalt zusammenwohnen. So fühlen sich ca. 36% der mittleren Generation (40 bis 85jährige) mit ihren Eltern sogar sehr eng verbunden, und ca. 40% schätzten ihre Beziehung als eng ein (siehe Abb. 21, S. 60). Erwartungsgemäß bestehen geschlechtsspezifische Unterschiede im Umfang der als sehr eng bezeichneten Beziehungen. Frauen (Töchter) unterhalten öfter als Männer (Söhne) sehr enge Beziehungen. Jedoch bezeichnen auch Männer in der Mehrzahl ihre Beziehungen zu alten Eltern als eng; keinesfalls fehlen bei ihnen die emotionalen Beziehungen, was sich in den jeweils geringen Werten und auch kaum von denen der Frauen abweichenden Werten bei den weniger engen und flüchtigen Beziehungen ausdrückt. Die Familiengenerationen sind – sofern Deszendenten überhaupt vorhanden sind – also eng miteinander verbunden und von einer fehlenden Integration Älterer in die Familien kann keine Rede sein. Allerdings haben etwa 30% der Älteren keine Kinder, bei denen sich die Frage nach anderen Integrationsformen in das soziale Netz stellt.

Abb. 21: Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und Eltern



Legende: aus der Perspektive der Befragten im Alter zwischen 40 und 85 Jahren, die Eltern haben; eigene Darstellung nach Szydlik 1998: 116; genauere Zahlen siehe Tab. 16, S. VI im Anhang.

Eine der Problem-Quellen ist die Ungleichgewichtigkeit der Kontaktwünsche. Da die alte Elterngeneration stärkeres Interesse an den Beziehungen zu den Kindern hat als diese selbst, kann die Unausgewogenheit zu Dissens führen. Die Kindergeneration fühlt sich überfordert, die Elterngeneration zurückgesetzt. Eltern neigen dazu, das Ausmaß ihres Verständnisses für die Ansichten und das gegenseitige Einvernehmen zu überschätzen. Eine Diskrepanz besteht auch hinsichtlich der Einschätzung der Enge der Beziehung. Mit den Daten einer repräsentativen Erhebung (Sozio-ökonomisches Panel) kann deutlich gezeigt werden, daß aus der Perspektive der alten Mütter oder Väter stets mehr sehr enge bzw. enge Beziehungen bestehen als aus der Perspektive der Töchter und Söhne (siehe Tab. 2, S. 61). Während die befragten Mütter die Mutter-Tochter-Beziehung zu 92% als eng oder sehr eng bezeichnen, wird die gleiche Beziehung von den Töchtern nur zu 82,9% als eng oder sehr eng eingeschätzt. Diese Unterschiede der Wahrnehmung sind in den anderen Kinder-Eltern-Konstellationen noch etwas größer. Die Bedeutung der Beziehung für die jeweiligen Partner klafft mit um die 13% Differenz bei den den Mutter-Sohn-, den Vater-Tochter- und den Vater-Sohn-Beziehungen noch weiter auseinander. Nach einer (hier nicht dargestellten) Differenzierung nach Ost-, Westdeutschen und Ausländern erweisen sich die Abweichungen der Kindergeneration nach unten nur bei den Westdeutschen als noch stärker ausgeprägt. Sie machen bis zu 16,3 Prozentpunkte der Differenz in der Vater-Tochter-Beziehung aus. Dagegen gleicht sich die Einschätzung der Beziehungsenge der alten Eltern und der erwachsenen Kinder bei den Ostdeutschen und den Ausländern an. So differiert die Einschätzung der Enge der Beziehung zwischen ausländischen Vätern und Töchtern gerade mal um 4,6%.

Tab. 2: Anteil von Personen mit engen und sehr engen intergenerationellen Beziehungen nach Geschlecht

	Mutter-Tochter	Mutter-Sohn	Vater-Tochter	Vater-Sohn
Kinder-Eltern	82,9	76,4	73,2	70,7
Eltern-Kinder	92	90	86,7	83,3

Quelle: Szydlik 1995: 83.

Weiter zeigt die Tabelle, wie sehr die emotionale Nähe der Generationen vom Geschlecht der Eltern und erwachsenen Kinder abhängt. Sie bestätigt damit die bereits oben erwähnten Ergebnisse einer anderen Studie. Mutter-Tochter-Beziehungen sind die engsten, gefolgt von den Mutter-Sohn-Beziehungen. Die zwischen Vater und der Tochter sowie dem Sohn bestehenden Beziehungen sind schon lockerer, wenngleich auch hier angesichts der Tatsache, daß jeweils die Mehrheit zumindest enge Beziehungen berichtet, keinesfalls von defizitären oder kühlen Generationenbeziehungen der Väter gesprochen werden kann. 83% der Väter schätzen die Beziehung zum Sohn als eng ein, und diese Söhne wiederum sehen die Beziehung zu 70% als emotional eng. Die relativ engeren Beziehungen der Mütter liegen im Grunde auf der Hand, haben sie doch im Lebensverlauf durch die Erziehung und Kinderbetreuung wesentlich mehr Zeit mit ihren Kindern verbracht – man könnte auch sagen mehr in sie investiert – als Väter. Folgt man einer andere Studie, dann wird allerdings eine wesentlich geringere Bedeutung der Väter als oben gerade bei den aus einer engen Beziehung resultierenden psycho-sozialen Hilfeleistungen (wie Helfen bei persönlichen Problemen) deutlich (vgl. Diewald 1993: 740). Engere Verhältnisse zwischen den Familiengenerationen treten mit größerer Wahrscheinlichkeit bei in der Nähe wohnenden Personen auf, darüber hinaus dann, wenn eine konfessionelle Bindung besteht und wenn durch den Familienstand „alleinstehend“ sozusagen ein Bedarf an familiären Kontakten vorliegt. Enge Beziehungen werden tendentiell erschwert, wenn der Gesundheitszustand des Elternteils schlecht ist oder wenn der Lebensstandard niedrig ist. Auch hat die sogenannte „68er-Generation“ vergleichsweise weniger enge Beziehungen zur Elterngeneration, was sich insbesondere bei den Sohn-Vater-Beziehungen negativ auf die Beziehungsqualität auswirkt (vgl. Szydlik 1995).

Alte Konflikte, ungelöste Schuldfragen, unterschwellig andauernde Geschwisterrivalitäten oder der bis ins Erwachsenenalter hinein andauernde Versuch, elterliche Anerkennung zu erhalten, enthalten ein schwer einer rationalen Lösung zugängliches Konfliktpotential. Es kann versucht werden, durch die *„Tyrannei der Ohnmacht“* der jüngeren Generation mehr an Kontakten aufzunötigen als sie verkraften kann. Mittels Gebrechlichkeit und Unselbständigkeit werden Schuldgefühle bei den erwachsenen Kindern hervorgerufen, die sich dann den Kontaktwünschen schwerer entziehen können. (Die „Tyrannei der Ohnmacht“ ist sicherlich nicht nur ein von Älteren eingesetztes Mittel.)

Umgekehrt kann aber auch die Angewiesenheit auf die Hilfe der Kinder, etwa wenn sie durch finanzielle Not oder mangelnde Alternativen erzwungen ist, für die Älteren eine starke Belastung darstellen (Hörl 1986). Hilfe empfangen wird nur dann ohne Unzufriedenheit akzeptiert, wenn Ältere noch zu irgendeiner Form der Reziprozität in der Lage sind, um die Geben-Nehmen-Balance auszugleichen (Wentowsky 1981).

Die räumliche Distanz ist oft die Voraussetzung dafür, daß jede Generation ihre Selbständigkeit und Autonomie behält. Bei zu großer Nähe prallen die unterschiedlichen Lebensstile und Alltagsgewohnheiten aufeinander. Daher ist das Zusammenziehen wegen der Pflegebedürftigkeit eines Elternteils nachdem zuvor jahrzehntelang getrennte Haushalte bestanden, äußerst konfliktträchtig. Die in empirischen Studien immer wieder gezeigte stärkere Belastung der Pflegeperson durch die Pflege eines im gleichen Haus(halt) wohnenden Elternteils im Vergleich zu Pflege bei getrennten Haushalten ist sicher nicht nur auf den umfassenderen Pflegebedarf, der Anlaß des Zusammenziehens war, zurückzuführen. Auch die zu große „Nähe" ist sicher ein weiterer Grund für das Belastungsgefühl. Die mit der Pflege verbundenen Belastungen verstärken vorhandene, sonst latente Spannungen zwischen den Generationen. Alte Konflikte brechen angesichts der intensivierten Beziehung wieder auf. So wird beispielsweise für pflegende Töchter das seit Kindheit vorhandene Gefühl der mangelnden Anerkennung durch die Eltern wieder akut, oder Tendenzen, in die Ehe der Tochter „hineinzuregieren" verstärken sich (Bracker u.a. 1988). Die bei gravierender Pflegebedürftigkeit hervorgerufenen Belastungen mögen in einzelnen Fällen bis hin zu Vernachlässigung und Gewalt gegen die Älteren reichen. Unzureichende Versorgung, Schreien, Schlagen sind unakzeptable Formen der Auseinandersetzung, die selten, aber dennoch vorkommen und von seiten beider Generationen praktiziert werden. Die Dunkelziffer ist in diesem Problemfeld hoch (vgl. Dieck 1987).

Empirische Untersuchungen haben gezeigt, daß die Versorgung eines pflegebedürftigen Elternteiles keineswegs von einer emotionalen Bindung getragen sein braucht, sondern daß sie als Pflicht, gefordert von der allgemeinen Solidaritätsnorm gegenüber den betagten Eltern, empfunden wird (Schütze 1989; Bracker u.a. 1988). Ja, durch die Pflege wird ein zuvor emotionales Verhältnis in eine durch Pflichtbewußtsein geprägte Beziehung verwandelt (Schütze/Wagner 1995: 321). Kinder ohne ein gutes Verhältnis zu den Eltern leisten eher praktische Hilfestellung und fühlen sich auch stärker belastet als Pflegepersonen, die von größerer emotionaler Nähe zu dem pflegebedürftigen Elternteil berichten. Ob eine Pflege im Heim von den erwachsenen Kindern befürwortet wird oder nicht, hängt bemerkenswerterweise nicht von der Qualität der Beziehung ab, sondern von der Wohnsituation und dem Gesundheitszustand der Eltern. Und zwar: je wahrscheinlicher sich erwachsene Töchter und Söhne wegen des schlechten Gesundheitszustandes und des Alleinlebens des Elternteiles zu konkreter Unterstützung gefordert sehen, desto stärker befürworten sie ein Heim (Schütze/Wagner 1995: 320). Aber auch emotionale Nähe ist kein Garant für eine gelingende Pflege. Auch in solchen Beziehungen kann die Belastung und Überforderung überhand nehmen, und es kommt zu Vernachlässigung, Mißhandlung oder Gewalt in der familiären Pflegebeziehung. Denn grundsätzlich gilt für dieses sehr schwer zugängliche Phänomen, daß es mit der Überlastung und fehlenden Kompensation der Pflegeperson wahrscheinlicher wird.

Zwar sind die Familienangehörigen bei fast allen Formen sozialer Unterstützung die wichtigste Netzwerkressource. Es wird jedoch die Tendenz ausgemacht, wonach in neuerer Zeit die *Freundschaftsbeziehungen* wichtiger werden (Diewald 1990). Ob diese künftig möglicherweise für diejenigen Teile der Bevölkerung, die nicht über genügend familiäre Unterstützung verfügen, zu einem funktionalen Äquivalent werden können, ist fraglich. Nach den bisherigen Mustern und „Regeln" der sozialen Hilfeleistungen findet zwar auch in Freundschaften Hilfe statt. Aber gerade die innerhalb von familiären Netzen typischerweise übernommenen For-

men der belastenderen, längerfristigeren, auch in den Nahraum hineinreichenden Unterstützung haben in den Freundschaftsbeziehungen weniger Platz, die eher auf emotionalen Austausch und kurzfristige Hilfeleistungen ausgerichtet sind. Damit sie die gleiche Rolle wie die familiären Beziehungen einnehmen können, müßte noch ein großes Maß an Wandel stattfinden. Im Zuge der „Modernisierung" der Unterstützungsnetzwerke spielen zwar freundschaftliche Kontakte eine gesteigerte Bedeutung, aber von einer Kompensation oder funktional äquivalenten Hilfeinstanz sind wir noch ein großes Stück weit entfernt.

4.3 Wohnungswechsel im Alter und im mittleren Erwachsenenalter

Der Auszug der erwachsenen Kinder und die Gründung eines eigenständigen Haushalts ist das Ereignis, das deren Trennung von der Herkunftsfamilie konstituiert. Erst wenn aus der Kernfamilie die erweiterte Familie geworden ist, kann man die Beziehungen zwischen in unterschiedlichen Haushalten lebenden Generationen untersuchen.

Die „Wanderungsbewegung" beim Auszug der Kinder ist – wie man auch aus der großen Wohortnähe der Generationen folgern kann – nur relativ kurz. In der Folge kann sich die Entfernung durch weitere Wanderungen verändern, etwa durch beruflich und familiär bedingte Wechsel noch vergrößern. Da die Mobilität der höheren Altersgruppen vergleichsweise gering ist, geht die Mobilität in der Regel von der Generation erwachsener Kinder aus. Jedoch werden auch bei ihnen ab dem 4. Lebensjahrzehnt Fernwanderungen selten; Familiengründung und der Erwerb von Hauseigentum verhindern die Migration. Auch die gestiegene Erwerbstätigkeit der Frau in den jüngeren Jahrgängen vermindern die Umzugsmobilität. Da die Mobilität bei Kindern mit höherem Bildungsniveau ausgeprägter ist, wohnen statushöhere Familien öfter in größerer räumlicher Distanz.

Die räumliche Mobilität über weitere Distanzen hat in den 70er Jahren in der Bundesrepublik abgenommen und seither nicht mehr das Niveau der 50er und 60er Jahre erreicht. Dies ist sicher einer der Gründe für die erstaunliche Wohnnähe der Familiengenerationen. Überraschend ist auch die größere Mobilität der auf dem Land geborenen: in den Kohorten der 1929-31, 1939-41 und 1949-51 Geborenen lebten im 30. Lebensjahr nur noch 40% an ihrem Wohnort, wenn sie auf dem Land geboren waren. In der Großstadt Geborene blieben zu 50-60% an ihrem Geburtsort. Daraus folgt, daß die auf dem Land lebenden Eltern mit größerer Wahrscheinlichkeit Kinder haben, die durch räumliche Mobilität weg zogen (vgl. Wagner 1989).

Geographische Mobilität nimmt im Alter zwar nur ein Drittel des Umfangs der Mobilität Jüngerer an, aber dennoch sind alte Menschen nicht, wie man annehmen könnte, ausschließlich „seßhaft". Eine Studie, die speziell die Umzüge der über 55jährigen untersuchte, kam zu dem Ergebnis, daß Ein- oder Zwei-Personen Mieterhaushalte von 55jährigen mit einer Wahrscheinlichkeit von 52,2% bis zum 75.Lebensjahr noch umziehen (vgl. Heinze u.a. 1997). Pro Jahr betrachtet liegt die Umzugsrate von Mieterhaushalten ab 55 Jahren bei 3,6%, wobei keine Umzüge in Alten- und Pflegeheime einberechnet sind. Mehr als die Hälfte der Binnenwanderungen dieser Gruppe sind mit Hilfebedarf gekoppelt: 25% der Mobilen ziehen wegen der Heimübersiedlung um, 32% verlagern den Wohnsitz wegen eingeschränkter gesundheitli-

cher und sozialer Ressourcen, oft zu bzw. in die Nähe der Kinder.[12] Weiterhin sind Umzüge zu nennen, die bei 30% wegen äußerer Umstände, wie der Mängel der Wohnung oder des Wohnumfeldes, vorgenommen werden. Schließlich sind 13% der Binnenwanderungen vom Wunsch nach einem attraktiven Wohnsitz im Ruhestand motiviert (vgl. Friedrich 1994).

Mobilität im Alter kann also sowohl zu einer größeren als auch einer geringeren räumlichen Nähe der Generationen führen. Mieterhaushalte sind mobiler als die Haushalte von Eigentümern, jedoch dürfte auch bei ihnen ein Bedarf bestehen, durch Mobilität den nach dem Auszug der Kinder zu groß gewordenen Wohnraum an die neue Lebensform anzupassen. Das verbleiben in der eigenen Wohnung, auch wenn diese zu groß oder baulich nicht altengerecht ist, entspringt den Bindungen und sozialen Kontakten, die in langen Jahren aufgebaut wurden. Aber auch der Mangel an preiswertem Wohnraum, der möglicherweise noch den Vorteil der Anpassung an die Bedürfnisse Älterer aufweist oder mit frei wählbaren Dienstleistungen gekoppelt ist, verhindert ein Mehr an Mobilität. Viele Studien ermittelten jedoch, daß ältere Menschen sich wünschen, in der eigenen Wohnung bleiben zu können. Von daher ist Skepsis angebracht bezüglich einer größeren Mobilitätsbereitschaft durch entsprechend angepaßte Wohnungen.

4.4 Veränderung der Eltern-Kind-Position in späten Lebensphasen

Familienbeziehungen sind dynamisch und es kommt immer wieder zu einmal vom normalen Phasenablauf der Familie wie auch durch individuelle Veränderungen ausgelösten Entwicklungen. Dann sind die Beziehungen der Familienmitglieder neu auszuhandeln oder zu gestalten. Der Auszug der Kinder und die Bewältigung der neuen Phase nachelterlicher Gefährtenschaft wurde als Bestandteil der Familiendynamik bereits beschrieben. In der späten Familienphase wird als spezifische, aufgrund von Demenz und Pflegebedürftigkeit ausgelöste Veränderung der Beziehungsmuster der Tausch der Eltern-Kind-Position diskutiert. Eltern werden Kinder und bleiben doch Eltern – dieser Satz enthält die Problematik dieser Konstellation und verweist auf die Dynamik der sowie die Anforderungen an späte Eltern-Kind-Beziehungen. Pflegebedürftigkeit und Demenz lassen eine Veränderung der Wahrnehmung der Eltern und der Qualität der Beziehung zu den Eltern eintreten. Wahrzunehmen, daß die Kräfte der Eltern nachlassen, daß diese nicht mehr die Quelle von emotionaler und materieller Unterstützung sein können, läßt die Kinder endgültig erkennen, nun auf sich selbst gestellt zu sein. Gemäß eines psychologischen Modells, dessen Rezeption in der Gerontologie verbreitet ist, kommt es nach dem Durchlaufen einer filialen Krise aufgrund der erschütterten Kind-Rolle zu *filialer Reife*. Nun würden erwachsene Kinder die alten Eltern als Individuen mit Rechten, Bedürfnissen aber auch Einschränkungen sehen und vor allem ein Verantwortungsgefühl für sie entwickeln (Blenkner 1965). Das ermögliche ihnen, die neue Rolle der versorgenden Tochter bzw. Sohns ohne Konflikte auszufüllen.

---

[12] Dies widerspricht den Ergebnissen einer Befragung älterer Einwohner von München. Hier gab nur eine Minderheit von 3% an, in die Nähe der Kinder umziehen zu wollen (BMFuS: 125). Der Widerspruch zu oben angegebenen Daten mag durch die Großstadtsituation erklärbar sein; ein Umzug in die Nähe der Kinder ist möglicherweise seltener nötig, da die Kinder ohnehin schon in der gleichen Großstadt wohnen. Es war ja auch gezeigt worden, daß Großstadtbewohner weniger mobil sind.

Die emotionale Autonomie der „filial reifen“ Persönlichkeit befähige zur Abgrenzung der eigenen Bedürfnisse gegenüber zu großen Erwartungen der Eltern und zur Akzeptanz ambivalenter Gefühle gegenüber den Eltern. Aufgrund dieser Eigenschaften lasse sich eine Pflege, in der Reziprozität von Geben und Nehmen oft nicht mehr möglich ist, bewältigen (Brody 1985; Wand 1986: 98; Bruder 1988: 99 f.). Dagegen reagierten Töchter, die dieses Entwicklungsstadium nicht erfolgreich durchlaufen, auf die Intensivierung der Elternbeziehung mit Schuldgefühlen, Depression oder Aggression. Es läßt sich einwenden, daß Elternpflege keinerlei Merkmale eines Entwicklungsstadiums aufweist. Elternpflege ist keine sich in einen Entwicklungsablauf einfügende Phase, in der sich quasi natürlich gemäß der Entwicklungsphase entsprechende kognitive, physische und emotionale Dispositionen entfalten, sondern trete unabhängig von individuellen Dispositionen auf. Indem das Konzept filialer Reife das Gelingen der Pflege von der Reife der Persönlichkeit abhängig macht, individualisiert es das sozialpolitische Problem der häuslichen Pflege.

Dieser Wandel zu filialer Reife wird insbesondere bei Pflegebeziehungen thematisiert. Es sind allerdings noch weitere individuelle Veränderungen vorstellbar, die die Familie, ihre Strukturen und ihre Mitglieder vor die Notwendigkeit dynamischer Anpassung stellen. Probleme können auch durch erwachsene Kinder entstehen, durch deren Scheidung, gravierende Erkrankung oder Suchtprobleme. Dadurch werden Eltern erneut in die Pflicht genommen – entgegen der normativen Vorstellungen von der Selbstständigkeit der Kinder und dem Ende der aktiven Elternrolle.

4.5 Vorurteile und Generationenkonflikt

Die Stereotype bezüglich des Alters sind Legende. Schon in den Volksmärchen findet man die negative Beurteilung der bösen alten Weibes. Vorurteile über das Alter können sich in vielen Bereichen manifestieren: sie prägen die Sicht des eigenen Alters sowie die Einstellung gegenüber der Gruppe der Älteren; sie beeinflussen das Handeln von professionellen Pflegekräften und anderen mit Älteren in Kontakt kommenden Berufsgruppen wie Ärzte. Vorurteile müssen nicht negativ sein, wie das der geizigen, anspruchsvollen Alten, der schrulligen, nur noch über Krankheit sich definierenden Greise. Es gibt eine ganze Reihe positiver Altersbilder: das des weisen, gereiften Mannes, der unternehmungslustigen jungen Alten, der gütigen, warmherzigen Großeltern, usw. In den Medien zeichnet sich derzeit ein Trend zu positiv getönten Altersbildern ab, was angesichts der wachsenden Marktmacht Älterer nicht erstaunt.

Interessanterweise besteht eine Kluft zwischen dem *generalisierten Altersbild*, also der Sicht von Älteren, die man nicht kennt, und dem *personalisierten Altersbild*, das man aufgrund von konkreten, bekannten alten Menschen aufbaut, und das man für das eigene Alter hegt (vgl. Olbrich 1997: 188). Das generalisierte Bild von Alten als Gruppe ist negativer getönt als das personalisierte, da das konkrete Erleben von älteren Menschen pauschale Vorurteile offensichtlich zu revidieren vermag. Für die familiären Generationenbeziehungen ist diese Diskrepanz positiv, da doch in der Familie die ältere Generation persönlich erfahrbar ist und sich realistische, positive wie auch negative Eigenschaften wahrnehmende Urteile und Erfahrungen miteinander ausbilden können. In einer in zahlreiche Milieus und Lebensstilgruppen differenzierten Sozialwelt der modernen Gesellschaft hat die Familie das einzigartige Potential gene-

rationenübergreifende Erfahrungen zu vermitteln, die ansonsten aufgrund der Alterssegregation gar nicht mehr möglich sind. Sie ermöglicht somit erfahrungsgesättigte Einstellungen gegenüber den alten Menschen wie auch dem Alter und wirkt dem negativ getönten generalisierten Altersbild entgegen. Das Ergebnis eines durch persönliche Erfahrungen revidierten pauschalen Altersbildes muß nicht immer positiv sein; sicher enthält es Ambivalenzen. Die Diskrepanz zwischen dem generalisierten und dem personalisierten Altersbild ist im Grund ein Plädoyer für direkte Erfahrungen der Generationen miteinander über die Familie hinaus.

Generationenkonflikte können dann entstehen, wenn die Meinungen und Wertorientierungen der Kinder- und Elterngeneration weit auseinander liegen. Während dies bis in die Mitte der 60er Jahre noch nicht der Fall war, setzte ab dann ein Wertewandel ein, der eine Kluft zwischen den Generationen entstehen ließ. Umfragen dokumentierten bis dahin eine relative Ähnlichkeit der Generationen bezüglich der Frage, zu welchen Werten man seine Kinder erziehen sollte, oder in den politischen Orientierungen. Innerhalb kurzer Zeit, bis 1972, entwickelte sich im Zuge eines Wertewandels divergierende Wertvorstellungen zwischen Eltern- und Kindergeneration. Eine internationale Studie dokumentierte zu Beginn der 80er Jahre, daß sie in kaum einem anderen Land so stark auseinanderklaffen wie in der Bundesrepublik Deutschland (vgl. BMFuS o.J.: 127). Auf die Frage, in welchen Bereichen es gemeinsame Vorstellungen mit den Eltern gibt, gaben von den über 18jährigen Befragten stets weniger als die Hälfte eine Übereinstimmung an. Knapp die Hälfte sah noch eine ähnliche moralische Position, in den USA waren dies aber 84% der Befragten, in Großbritannien etwa 76%. Auch bezüglich der Religion und der Einstellung gegenüber anderen Menschen gab es mit 47% und 44% noch einen Sockel an Übereinstimmung, wenn er auch im Vergleich mit andern Ländern viel schmaler ist. Bezüglich der politischen Einstellung und der Ansichten über Sexualität sieht dann nur noch eine Minderheit sich durch ähnliche Ansichten mit der Elterngeneration verbunden (ebd.). Zwar sind Divergenzen in den Ansichten zur Elterngeneration notwendig im Rahmen der Identitätsentwicklung der nachwachsenden Generation und im Rahmen der Anpassung an eine veränderte Umwelt. Jedoch ist das Ausmaß der Entfernung in der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich mit anderen Ländern auffällig groß. Es ist anzunehmen, daß sich die Generationenkluft seit Beginn der 80er Jahre noch vergrößert hat.

Diese Kluft zwischen den Einstellungen und Wertorientierungen der Generationen hat nun Folgen für das Verhältnis und die solidarischen Leistungen der familiären Generationen. Denn die, die nur wenige Einstellungen und Werte mit ihren Eltern teilen, haben eine andere Haltung zu diesen. Unterscheidet man zwischen einer Haltung der generellen Achtung zu den Eltern und einer Haltung der bedingten, von der Sympathie und den akzeptierten Verhaltensweisen abhängigen Achtung, dann zeigt sich, daß Erwachsene, die wenig Übereinstimmung mit den Eltern sehen, auch eher dem zweiten Typus der Anerkennung der Eltern zuneigen. Gibt es nur wenige Gemeinsamkeiten in den Wert- und Lebensvorstellungen, dann nehmen erwachsene Kinder zu den Eltern eine den Freundschaftsbeziehungen ähnliche Haltung ein. Man schätzt sie aufgrund von für einem selbst akzeptablen und Sympathie erweckenden Verhaltensweisen; Eltern müssen sich die Achtung erst erwerben, sie ist nicht mehr qua Familienbande einfach da. Eine Bewertung dieser Tendenz ist schwierig: einerseits kann argumentiert werden, die Eltern-Beziehung müsse sich wie andere vor dem Hintergrund konkreter Verhaltensweisen und tatsächlicher Sympathie bewähren, und eine Enttraditionalisierung des

„Ehre Deine Eltern“ sei nur der Moderne angemessen. Andererseits ist einzuwenden, daß die lebenslange, kaum aufkündbare Eltern-Kind-Beziehung auch unter besonderen normativen Vorzeichen stehen muß und nicht der Bedingung akzeptablen Verhaltens unterworfen werden sollte. Es sei der Vorteil der normativ vorgegebenen Eltern-Kind-Beziehung, daß sich hier Einstellungen aneinander reiben, deren Wege sich sonst nicht kreuzen. Ein häufig benutztes Argument in der Diskussion um die Generationenbeziehung ist, daß heute die *kulturellen Normen für die Eltern-Kind-Beziehung fehlten* (Hagestad 1989). Daraus ergebe sich eine Ambiguität mit einem Konfliktpotential, das sich in den unstrukturierten Generationenbeziehungen leichter Raum verschaffen kann. Man kann allerdings bezweifeln, daß die Ausgangsannahme richtig ist.

Die weltanschaulichen Divergenzen produzieren auch Unterschiede in der Einschätzung der Möglichkeit, betreuungsbedürftige Eltern bei sich aufzunehmen. Erwachsene, die mit ihren Eltern ein geringes Maß der Übereinstimmung sehen, können sich zu einem sehr viel geringeren Anteil vorstellen, einmal die Eltern im Bedarfsfall bei sich zu versorgen, als solche, die mit ihren Eltern übereinstimmen. Von diesen letzteren würden 41% ein älteres Familienmitglied bei sich zuhause versorgen, die Erstgenannten nur zu 22%. Umgekehrt verhalten sich die Anteile der Personen, analysiert man jene Gruppe, die eine Betreuung durch die Familie grundsätzlich nicht für gut halten: dies sind nämlich 44% der Erwachsenen, die nicht mit ihren Eltern weltanschaulich übereinstimmen, und nur 21% der Erwachsenen, die nur eine geringe Generationenkluft wahrnehmen (BMFuS o.J.: 129).

Generationenkonflikte konnten in der Bundesrepublik Deutschland bislang auf einem niedrigen Niveau gehalten werden. Die dies erreichende Strategie scheint aber eher die der Abschirmung der je eigenen Lebensstile und Weltanschauungen zu sein. Die Subgruppen der Bevölkerung leben neben einander, aber nicht in Auseinandersetzung miteinander, was in einer pluralen Gesellschaft durchaus notwendig und akzeptabel ist.

5. Unterstützung zwischen der mittleren und der älteren Generation

In familialen Netzwerken findet sozialer Austausch zwischen den Generationen auf vielen Ebenen statt. Die ökonomische Kooperation unter Familienmitgliedern ist in der Regel nicht mehr von vitaler Bedeutung, da der staatliche Generationenvertrag in Form der Rentenversicherung die Generationenbeziehung weitgehend von dringenden materiellen Verpflichtungen entlastete. Jedoch sind Familienmitglieder bezüglich von Dienstleistungen, Kommunikation und emotionaler Unterstützung in hohem Maße voneinander abhängig, wie nur einige Schlaglichter verdeutlichen sollen. Zwei Drittel bis drei Viertel aller Krankheitsfälle werden durch private Selbsthilfe von Familienmitgliedern und Verwandten versorgt. Auch subjektives Wohlbefinden wird von familialen Solidarleistungen positiv beeinflußt. (Marbach 1994b: 164) Durch familiale Bindungen wird ein „sozioökologischer" Hilfekreislauf in Gang gehalten. Dieser wird beschrieben als intergenerationeller Lastenausgleich. Familiäre Beziehungen funktionieren aber nicht nur auf der Basis des Reziprozitätsprinzips, vielmehr wären in der Familie – im Unterschied etwa zu Freunden und Bekannten – gerade auch asymetrische Leistungen möglich. Erstens weil die Austausch-Beziehung der alten Generation zu erwachsenen Kindern durch eine Solidaritätsnorm gestützt sei. Zweitens sei Familie eine Art institutioneller Absicherung auch aktuell asymetrischen Gebens, da durch die Langfristigkeit und institutionalisierten Bindungen in Familien doch ein Ausgleich erwartbar sei. In familiären Netzen ist also weniger der aktuelle Ausgleich wichtig, da dieser über längere Zeiträume hergestellt wird. Es gibt Zeiträume, in denen sich Geben oder Nehmen als dominant erweist. Ob die Beziehung reziprok war, läßt sich unter Umständen erst am Ende des Lebenszyklus feststellen (Alt 1994: 199).

Unter der Maßgabe, daß sozialer Austausch auch zwischen den Generationen äußerst komplex ist, und Reziprozität nur langfristig festgestellt werden kann, wird das folgende Kapitel zentrale Bereiche des Hilfeaustausches beleuchten. In einem ersten Schritt geht es um die Wünsche und Erwartungen, die die Generationen in Bezug auf Hilfe und Unterstützung hegen (5.1). Sodann wird die Position der mittleren Generation im Geflecht gewährter und empfangener Unterstützung beschrieben. Dabei wird von einer die drei Generationen übergreifenden Perspektive ausgegangen, so daß auch die von der jüngeren ebenso wie der älteren Generation gewährten Formen sozialer Unterstützung deutlich werden (5.2). In einem dritten Schritt werden die Unterstützungspotentiale der älteren Generation gezeigt. Dadurch wird nicht nur die relative Bedeutung des Partners, der Kinder und anderer Netzwerkpersonen deutlich, sondern vor allem auch der Unterschied zwischen älteren Menschen mit und ohne Partner sowie mit und ohne Kinder in ihren Hilfepotentialen (5.3).

5.1 Wünsche und Möglichkeiten von gegenseitiger Unterstützung

Daß sich Familienmitglieder gegenseitig helfen sollten, dürfte wohl zum gesellschaftlichen Konsens und zu den weitgehend anerkannten Normen gehören. Die generelle Norm der Solidarität innerhalb der Familie und speziell auch zwischen den Generationen der Familie schlägt sich nieder in individuellen Überzeugungen und Einstellungen, die privater Solidarität zustimmen. In empirischen Befragungen erhält man jedenfalls stets beeindruckend hohe Wer-

te der Zustimmung zu Normen der intergenerationellen Hilfeleistung unter Familienangehörigen. So gaben in einer neuen Untersuchung 92% der Befragten an, stets einzuspringen, wenn Angehörige der Hilfe bedürften. Nur ein Drittel macht Einschränkungen für den Fall fehlender Sympathie. Etwa 82% der Befragten empfinden die Unterstützung Angehöriger als Pflicht, für etwa ebenso viele ist das Weitergeben an die nächste Generation von früher selbst empfangener Hilfe das Motiv der Solidarität. (Szydlik 1998: 113).

Daß die Norm der Solidarität unter Familienangehörigen kein ganz so fester Felsen in der Brandung ist, zeigen jedoch andere Ergebnisse. Denn zugleich erwartet man von Kindern, daß sie eigenständig sind, also der Hilfe gar nicht bedürfen (Szydlik 1998: 113). Oder die Zustimmung zur Norm der Unterstützung und Pflege schwankt mit dem Alter der Befragten: junge Menschen stimmen häufiger als ältere Menschen der allgemeinen Norm der familiären Generationensolidarität zu. Je weiter weg sie noch davon sind, selbst durch diese Norm konkret gefordert zu sein, desto leichter fällt die Zustimmung. Dagegen sehen sich ältere Befragte schon eher mit der konkreten Einlösung der Norm konfrontiert und sind daher „realistischer". Daher ist von einem Zusammenspiel der die Hilfe fordernden Norm und den tatsächlichen Rahmenbedingungen ihrer Realisierung – wie Erwerbstätigkeit, Wohnentfernung oder die Beziehungsqualität – auszugehen (vgl. Rossi/Rossi 1990; Schütze/Wagner 1995). Auch konnte gezeigt werden, daß Personen noch weitere soziale Regeln „im Kopf haben", mit denen sie die allgemeine Solidaritäts-Norm etwa in Abhängigkeit von der Bedürftigkeit einer Person, des Selbstverschuldens ihrer Notlage etc. konkretisieren (vgl. Finch/Mason 1991).

Ebenso besteht eine Diskrepanz zwischen den Wünschen einerseits und den Möglichkeiten der Hilfeleistung andererseits. Empirische Studien bestätigen diese Diskrepanz in der Form, daß die ältere Generation stets eine stärkere Beziehung zur nachfolgenden Generation wünscht als umgekehrt. Die unterschiedliche Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung und der Kind-Eltern-Beziehung drückt sich darin aus, daß die gleiche Zweierbeziehung als jeweils unterschiedlich eng bewertet wird, je nachdem, ob sie aus der Eltern- oder Kindperspektive eingeschätzt wird (dazu näher Kap. 4.2).

Sozialwissenschaftliche Studien und demoskopische Umfragen ergaben immer wieder, daß Ältere ihre Eigenständigkeit und Unabhängigkeit bis ins hohe Alter wünschen. Deshalb wird ein Verbleiben in der eigenen Wohnung angestrebt solange es geht. Das heißt, daß „so lange es eben geht" ein Umzug in ein Altenwohn- oder Pflegeheim abgelehnt wird. Der Wunsch nach einem unabhängigen individuellen Lebensarrangement schlägt sich auch bezüglich der Vorstellungen von den Beziehungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern nieder. Ältere Menschen wünschen sich eine enge Beziehung zu ihren Kindern. Die eigenen Kinder spielen für die älteren Menschen gleich hinter der eigenen Partnerschaft die bedeutendste Rolle im Rahmen der generell äußerst hoch bewerteten Familie. Für drei Viertel der Älteren ist Familie wichtig, um glücklich zu leben. Zwei Drittel der Älteren sehen den Sinn ihres Lebens darin, daß die Familie versorgt ist und noch 60% gaben an, daß der Sinn darin besteht, daß die Kinder es gut haben (alle Angaben für 1988; vgl. BMFuS o.J.: 122). Dies bedeutet nicht, daß Ältere mit ihren Kindern zusammenleben möchten; auch ihnen gegenüber wird Unabhängigkeit angestrebt. Ein Wunsch nach mehr Kontakten zu den erwachsenen Kindern findet sich insbesondere bei jenen, die mit ihrer eigenen augenblicklichen psycho-sozialen Situation unzufrieden sind, die unter Niedergeschlagenheit und Sorgen leiden.

Tritt jedoch der Notfall ein, daß eigenständiges Wohnen wegen des steigenden Hilfe- und Pflegebedarfes nicht mehr möglich ist, dann bevorzugen die meisten älteren Bürger die Versorgung durch Familienangehörige. Daß dieser Wunsch sich keineswegs an einer dem entgegenstehenden Realität bricht, zeigt die hohe Quote der von Familienangehörigen versorgten älteren Pflegebedürftigen (siehe Kap. 6), die jedoch nicht nur als Ausdruck der Wünsche der Beteiligten interpretiert werden darf. Genauso ist sie Ausdruck der wenig akzeptablen Alternativen zu familiärer Pflege im Alter und der mangelnden Vergesellschaftung der Tatsache der Abhängigkeit von Hilfe.

5.2 Die mittlere Generation im Netz der Alltags- und Krisenhilfen

Die Stellung der mittleren Generation im familiären intergenerationellen Hilfeaustausch – oder: von wem sie was bekommt und was sie an wen gibt – soll im folgenden in einer die drei Generationen übergreifenden Perspektive anhand von Daten aus dem Alterssurvey, einer Erhebung aus dem Jahre 1996, dargestellt werden (siehe Tab. 17, S. VI im Anhang). Dabei ist es sinnvoll verschiedene Arten oder Bereiche der Unterstützung auseinander zu halten, da sich in den Bereichen der Finanztransfers, der Dienstleistungen und der emotionalen Unterstützung unterschiedliche Ströme und Muster abzeichnen, die sonst verdeckt würden. Monetäre Transfers[13] erhält die mittlere Generation zu ca. 10% von den (Schwieger)Eltern und nur eine Minderheit von 2% erhält auch finanzielle Leistungen von den eigenen Kindern. Die mittlere Generation gibt aber in sehr viel höherem Umfang finanzielle Unterstützung als sie sie selbst empfängt, denn 24% unterstützen die eigenen Kinder finanziell. Daß in die umgekehrte Richtung nach oben zu den alten (Schwieger)Eltern Geld gegeben wird, ist selten (1,7% der Befragten). Es überwiegen also generationenabwärts gerichtete finanzielle Hilfen, wobei der größere Teil aber von der mittleren Generation selbst ausgeht.[14]

Haushaltshilfe[15] ist ein weiterer Bereich der praktischen Solidarität zwischen den Generationen, in dem die mittlere Generation eher Geber als Empfänger ist. Unter die Haushaltshilfe mag sowohl die Krisenhilfe der Haushaltsführung bei Krankheit fallen, als auch die ganz alltägliche Unterstützung im Haushalt. Nur 6,7% der erwachsenen Kinder erhält Haushaltshilfe von den alten Eltern, hingegen bekommen doppelt so viele von den eigenen Kindern (14,8%) im Haushalt geholfen. Ein Viertel der mittleren Generation unterstützt die (Schwieger)Eltern beim Haushalt, während nur ca. 10% wiederum den eigenen Kinder bei der Haushaltsführung hilft. Hilfeleistungen im Haushalt fließen eindeutig nach „oben“ in der Generationenfolge, wobei vermutlich wegen des größeren Bedarfes die alten Eltern am meisten empfangen.

Beim nächsten Bereich intergenerationeller Unterstützung, der *Pflege*, ist es – wie zu erwarten war – die alte Elterngeneration, die viel stärker (von 12,3% der Befragten) als die junge Kindergeneration (von nur 0,2% der Befragten) Pflege erhält. Gut jede zehnte versorgt also regelmäßig einen pflegebedürftigen Elternteil, während die Kindergeneration kaum Bedarf an

---

[13] Mit „monetärem Transfer“ oder „finanzieller Unterstützung“ ist gemeint: Geldgeschenke, Sachgeschenke, regelmäßige finanzielle Unterstützung in den letzten 12 Monaten.

[14] Finanzielle Unterstützung in der Familie, aber außerhalb der Eltern-Kind-Beziehung ist sehr selten (Motel/Szydlik 1999).

[15] Haushaltshilfe umfaßt Arbeiten im Haushalt wie Saubermachen, kleinere Reparaturen oder Einkaufen.

Pflege aufweist. Die *Enkelbetreuung* ist einer der klassischen Bereiche, in dem wiederum die jüngere Generation von den eigenen Eltern Unterstützung erhält. In der hier zugrunde gelegten Studie werden Angaben gemacht über die Enkelbetreuung durch die Befragten 40 bis 85jährigen der mittleren Generation mit erwachsenen Kindern, die wiederum eigene Kinder haben. (Aufgrund der unteren Altersabgrenzung der befragten Personen kann man vermuten, daß diese selbst Kinderbetreuung *von* den alten (Schwieger)Eltern erhält, da 40jährige durchaus noch relativ junge Kinder haben können. Diese Hilfebeziehung wird hier aber nicht erfasst.) Etwa ein Drittel der mittleren Generation betreut die Enkelkinder (34,6%), eine Leistung, ohne die sicher oft eine Erwerbstätigkeit der Jüngeren nicht oder schwerer möglich wäre. Eine andere Studie kommt auf der Basis des Wohlfahrtssurveys zu dem Ergebnis, daß nur 16,1% bei der Kinderbeaufsichtigung helfen, wobei es sich hier nur um Angaben der 40-60jährigen handelt. Das dürfte auch der Grund für den geringeren Umfang der Kinderbetreuung sein, denn in dieser Altersgruppe setzt die Erwerbstätigkeit dem Grenzen. Erst in den darüberliegenden Altersgruppen nimmt der Anteil derer, die Enkel beaufsichtigen, zu (vgl. Borchers/Miera 1993: 96).

Im Bereich der *seelischen Unterstützung* findet man den größten und verbreitetsten Bereich, in dem die mittlere Generation Unterstützung erhält, aber nicht durch die alten (Schwieger)Eltern, sondern durch die eigenen Kinder. Aufgrund der im Vergleich zu den anderen Bereichen hohen Quote derer, die Rat (47,5%) und Trost (44%) erhalten, muß der emotionale Bereich als der mit der stärksten Involviertheit von erwachsenen Kindern und deren eigenen Kindern bezeichnet werden. In sehr viel geringerem Umfang spielt auch die ältere Generation eine Rolle bei der emotionalen Unterstützung, jedoch ist es noch der Bereich, in dem relativ betrachtet am meisten zu den erwachsenen Kindern fließt. Die Bedeutung emotionaler Hilfe zeigt, daß es verkürzt ist, soziale Beziehungen nur unter dem Aspekt der funktionalen Unterstützung zu diskutieren, was aber im Hinblick auf den stark anwachsenden Anteil Älterer und die Frage der Betreuung im Alter sozialpolitisch im Vordergrund steht. Die Generationenbeziehungen leisten gerade auch auf der emotionalen Ebene wesentliches.

Insgesamt bewertet, fällt der im Vergleich zur älteren Generation intensivere Austausch mit den eigenen Kindern auf, innerhalb dessen die mittlere Generation „mehr“ bekommt als von den Eltern. Die mittlere Generation tritt als hilfeleistende Instanz gegenüber den eigenen Eltern auf, die empfangenen Hilfen kommen jedoch eher von den eigenen Kindern.[16] Natürlich ist es schwer möglich zu beurteilen, ob nun Haushaltshilfe und emotionale Unterstützung von den Kindern mehr ist als monetäre Transfers von den (Schwieger)Eltern. Das Niveau der Unterstützung kann ebenfalls schwer abgeschätzt werden. Dazu bräuchte man Angaben über den Umfang etwa der Kinderbetreuung und nicht nur dazu, ob sie überhaupt geleistet wird. Das Niveau der Unterstützung innerhalb der Familie wird später noch durch den Vergleich mit

[16] Zu dem entgegengesetzten Ergebnis kommen Borchers/Miera (1993: 99) in ihrer Studie zur mittleren Generation. Sie stellten den größeren Hilfestrom zu den eigenen Kinder fest, und den demgegenüber geringeren zu den Eltern. Auch dieses divergierende Ergebnis ist auf methodische Gründe der Anlage der Studie zurückzuführen. Die bei Borchers/Miera analysierte Gruppe der 40 bis 60jährigen ist relativ jung, so daß viel stärker als bei einer höheren Altersabgrenzung (etwa 40 bis 85 bei Szydlik) eine mittlere Generation sich um erwachsene Kinder in der Familiengründungs- oder Ausbildungsphase kümmern muß, hingegen die alten Eltern noch nicht so alt sind, daß sie umfangreicherer Unterstützung bedürften.

dem Unterstützungsniveau durch andere Personen, etwa Partner oder Freunde, etwas deutlicher werden. Was sich allerdings hinsichtlich des Niveaus der einzelnen Hilfebereiche abzeichnet, ist die im Durchschnitt und verglichen mit den anderen Hilfebereichen geringe Bedeutung der finanziellen Unterstützung (Erbe und größere Schenkungen sind hier nicht einbezogen), da die Ebene materieller Versorgung der älteren Generation in der modernen Familie weitgehend ausgelagert wurde an die sozialstaatlichen Sicherungssysteme. (Das mag im Einzelfall, wo die materielle Unterstützung durch die Eltern ganz zentral zur Sicherung des Lebensunterhaltes beiträgt, natürlich anders sein.) Bedeutsamer sind dagegen die praktischen Haushaltshilfen für die ältere Generation, jedoch kann man auch hier nicht davon sprechen, daß sie die Regel sind. Die Pflege wird noch in einem gesonderten Abschnitt gewürdigt. Die Enkelbetreuung ist quantitativ mit am bedeutsamsten und bildet ein Band zwischen der Tochtergeneration und den Müttern bzw. Großmüttern. Denn im Rahmen von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ist es deren Rolle; und sie unterstützen damit Töchter und Schwiegertöchter. Das relativ größte Gewicht der emotionalen Hilfe innerhalb der generationalen Unterstützung spricht dafür, daß in der modernen Familie die Beziehungen emotionalisiert sind, das heißt sie gründen auf den emotionalen Bindungen, nicht auf praktischen, finanziellen oder rechtlichen Abhängigkeiten.

Zieht man andere Untersuchungen zu Rate bezüglich der Stellung der mittleren Generation im generationenübergreifenden Unterstützungssystem, dann zeigt sich ein ähnliches Bild von deren relativer Bedeutung im wechselseitigen Austausch mit den Eltern der dritten Generation oder im Austausch mit der jüngeren Generation der (möglicherweise auch schon erwachsenen) eigenen Kinder. Die Drei-Generationenstudie des Deutschen Familieninstituts (Bien 1994; Marbach 1994b) erfaßt die Frage nach dem Ausmaß des verwandtschaftlichen und sonstigen Hilfsnetzes mittels der durchschnittlichen Anzahl von Helfern, die im jeweiligen Bereich der Hilfe genannt werden von den drei Generationen, kommt damit aber zur gleichen Struktur der unterschiedlich intensiven Hilfeleistungen und Stellung der Generationen im übergreifenden Austausch: kommunikative Unterstützung wird insgesamt quantitativ am meisten praktiziert und ist zwischen der mittleren und der jungen Generation im Vergleich zum kommunikativen Austausch mit der älteren Generation am intensivsten. Wenn von der mittleren Generation im Schnitt 2,82 Kommunikationspartner in der Kindergeneration genannt werden, und umgekehrt von der Kindergeneration angegeben wird, durchschnittlich 2,62 Kommunikationspartner der mittleren Generation zu haben, dann ist der Austausch zudem fast ausgeglichen. Das Unterstützen durch Dienstleistungen (Krankenversorgung, Haushaltshilfe, Behördenhilfe, Kinderbetreuung)[17], der insgesamt zweithäufigste Bereich der intergenerationellen Interaktion, geschieht am meisten durch die mittlere für die jüngere Generation (im Durchschnitt 2,82 Personen) und fast ebenso oft wird der älteren Generation durch die mittlere praktisch unter die Arme gegriffen. Eine ebenso große Zahl jüngerer unterstützt die mittlere Elterngeneration mit Dienstleistungen. Am seltensten gewährt die ältere an die mittlere Generation irgendwelche Dienste. Finanzielle Unterstützung ist am seltensten, und wenn sie gewährt wird, dann am meisten von der mittleren Elterngeneration

[17] Leider werden die Einzeltätigkeiten nicht in den Ergebnissen ausgewiesen, so daß man keine Angaben darüber machen kann, wie viele Angehörige der jeweiligen Generationen Kinderbetreuung, Krankenbetreuung etc. leisten.

sie gewährt wird, dann am meisten von der mittleren Elterngeneration an die jüngere Kindergeneration (durchschnittlich 0,24 Personen).

Bei Diewald (1993: 740) handelt es sich um die von der mittleren Generation gehegten Unterstützungserwartungen an die anderen Netzwerkakteure. Es zeigt sich wieder die Struktur, daß sich die mittlere Generation bei finanziellen Problemen zwar an die Elterngeneration wendet, jedoch im Bereich der psychischen Probleme (gefragt wurde nach Helfern bei persönlichen Problemen und bei Niedergeschlagenheit) sich an andere Personen, die Kinder und vor allem auch an Freunde, wenden würde. Praktische Hilfen sind also eine Domäne der Familie, emotionale Hilfen auch eine Domäne der Freundschaften.

Zwei Bereiche der intergenerationellen Alltags- und Krisenhilfe sollen im folgenden näher beleuchtet werden: die Betreuung von Enkelkindern und die finanziellen Transfers.

Kinderbetreuung ist die quantitativ am meisten praktizierte Dienstleistung durch die mittlere Generation (siehe Tab. 17, S. VI im Anhang) und hat sicher auch eine große qualitative Bedeutung, bedenkt man die zeitliche Belastung für die betreuenden Großeltern und die Entlastungswirkung für die Eltern. Ein gutes Drittel der Großeltern beteiligt sich auf diese Weise an der Kindererziehung. Es kann gezeigt werden, daß neben der Kinderbetreuung bei Familien mit Kindern auch die anderen familiären Solidarleistungen der Finanzhilfen und der Haushaltshilfen durch die (Groß)Eltern intensiviert werden (vgl. Marbach 1994a: 93f.). Diese Arten von elterlichen Solidarleistungen sind deutlich vom Vorhandensein von Kindern abhängig. Es gibt jedoch zahlreiche andere Unterstützungsformen, die unabhängig von Kindern gegenüber der jüngeren Generation praktiziert werden. Gemeinsame Weihnachtsfeiern, Krankenversorgung oder Schenkungen. Hier entscheidet die Situation der (Groß)Eltern, ob sie zu solchen Hilfen in der Lage ist. Erwachsene mit eigenen Kindern fühlen sich weniger von den Kontaktwünschen der älteren Generation subjektiv überfordert. Das Vorhandensein von Kindern gleicht also das sonst bestehende Gefälle zwischen der alten und der mittleren Generation bezüglich der Wichtigkeit und Häufigkeit der gewünschten Kontakte aus.

In welchem Umfang Kinderbetreuung geleistet wird, ist abhängig vom Geschlecht, von der Erwerbstätigkeit und von der Geschlechtskombination der Generationenbeziehung. Ersteres bedeutet, daß – wie nicht anders zu erwarten war – überwiegend Frauen diese Aufgabe übernehmen. Bei Männern vermindert die Erwerbstätigkeit das Engagement in der Kinderbetreuung, bei Großmüttern findet sich kein bedeutsamer Unterschied danach, ob diese erwerbstätig ist oder nicht. Der mit der Geschlechtskombination angesprochene Einfluß bedeutet, daß es die Töchter sind, die von den Müttern mehr unterstützt werden als die Söhne. Dahinter steht zum einen die engere Mutter-Tochter-Beziehung, aber auch die Tatsache, daß neben dem Sohn als Vater sicherlich eine Mutter/Frau steht, die für die Kindererziehung zuständig ist. Wie zu erwarten war, schränkt auch die Wohnentfernung der Generationen die Aktivität der Eltern in der Enkelbetreuung ein. Das Vorhandensein von Enkelkindern steigert den Fluß von Leistungen insgesamt; das heißt: wenn Kinderbetreuung stattfindet, dann ist auch der wechselseitige Austausch anderer Leistungen intensiver und auch zu den (Groß)Eltern fließen in stärkerem Umfang „Leistungen“ von den Kindern. Die regelmäßige Kinderbetreuung wird also ausgetauscht gegen andere Unterstützung wie Haushaltshilfe. Im Zuge der verstärkten Kontakte kommt es öfter zu wechselseitiger Krankenbetreuung. Bei der gelegentliche Kin-

derbetreuung gibt es solch ein reziprokes Ausgleichen nicht, sie wird eher „verschenkt“ ohne die soziale Regel der Reziprozität (vgl. Templeton/Bauereiss 1994: 261f.). Ob es nun die Kinder sind, die den wechselseitigen Austausch fördern oder ob es die ohnehin durch gegenseitige Hilfen verbundenen Generationen sind, in deren Rahmen dann auch Enkelbetreuung möglich ist, muß offen bleiben.

Kinderbetreuung ist eine Unterstützung, die ein Teil der mittleren Generation als Großeltern an die eigenen Kinder gibt, wie auch ein anderer Teil der mittleren Generation (als Eltern) mit noch kleinen Kindern von den eigenen Eltern empfängt. Die bisher herangezogenen Studien umgingen diese Ambivalenz, indem sie bei der Kindergeneration von schon erwachsenen Kindern ausgingen, so daß die mittlere Generation eindeutig keine Kinderbetreuung mehr benötigt. Auch die erwachsenen Kinder mittleren Alters sind Empfänger von Kinderbetreuung. Die Kinderbetreuung hat ihren Schwerpunkt bei den jungen Familien, bei den Familien mit älteren Kindern ist sie bereits etwas zurückgegangen. Sie umfaßt sehr häufig so unverbindliche Leistungen, wie den Eltern abendliches Ausgehen zu ermöglichen (68% der jungen Familien erhalten diese Unterstützung), bis hin zu von nur noch etwa einem Drittel der (Groß)Eltern übernommenen Betreuung der Enkel übers Wochenende oder in den Ferien. 36% der jungen Familien wird mittels der großelterlichen Kinderbetreuung die Erwerbstätigkeit der Frau ermöglicht, bei den Familien mit älteren Kindern sind dies immerhin noch 24% (vgl. BMFuS o.J.: 123 nach Köcher 1988). Diese Daten stammen von 1988. Es wäre interessant zu wissen, ob nach zehn Jahren noch so häufig die Aufgabe der Enkelbetreuung (während der Erwerbstätigkeit der Tochter) durch Großmütter, bei denen im Zuge der Individualisierung ein verstärktes Interesse an Selbstverwirklichung unterstellt werden kann, übernommen wird. Die in neueren Studien verwendete pauschale Kategorie der Enkelbetreuung läßt keine Aufschlüsse darüber zu, wie umfangreich diese ist und ob sie auch die mütterliche Erwerbstätigkeit zuläßt.

Im folgenden geht es um die *finanzielle Unterstützung*. Es war festgestellt worden, daß monetäre Transfers nur von jedem zehnten der älteren Generation an die mittlere Generation gegeben werden. Eine andere Studie (die Berliner Altersstudie; vgl. Wagner u.a.: 1996) gibt einen weit höheren Umfang der materiellen Transfers an: 30% der über 70jährigen Eltern habe in den letzten 12 Monaten im Mittel 4000 DM an die nachfolgende Generation gegeben (an die Enkel immerhin 2500 DM). Eine andere Studie kommt zu niedrigeren Werten: so haben nur 9% der Eltern der nachfolgenden Generation finanzielle Unterstützung gegeben, 13% verliehen Geld an diese (Alt 1994: 205). Aus der Perspektive der zuletzt genannten Zahlen liegt der Schwerpunkt der Unterstützung zwischen den Generationen bei den verschiedenen Dienstleistungen wie Kranken- und Kinderbetreuung und bei der emotionalen Stützung. Mit Daten des sozio-ökonomischen Panels läßt sich der niedrigere Wert unterstützen, wonach etwa ein Zehntel der Eltern einem außerhalb des Haushalts lebenden Kind Zahlungen leistet, nur 3% der Kinder geben Zahlungen an die Eltern an. Das Ausmaß der Transfers wird mit 30% angegeben, wenn man Sach- und Geldgeschenke zusammenfaßt und auch *alle* Eltern-Kind-Beziehungen, egal ob von der älteren zur mittleren oder von der mittleren zu jüngeren Generation, zu einer Kategorie macht (zur Kritik daran siehe unten). Bei den materiellen Transfers handelt es sich zu zwei Dritteln um einmalige oder unregelmäßige Geldgeschenke, nur das übrige Drittel wird als regelmäßige finanzielle Unterstützung gegeben (vgl. Motel/Szydlik 1998). Dies belegt, daß materielle Transfers überwiegend nicht den

1998). Dies belegt, daß materielle Transfers überwiegend nicht den Lebensunterhalt der mittleren Generation sichern, sondern Zuschußcharakter haben oder eben einfach ein Geschenk sind. Inwiefern materielle Transfers als symbolische Geschenke eher zur Begründung von Verpflichtungen und sozialen Beziehungen dienen, die Generationenbeziehungen insgesamt stabilisieren[18], oder ob sie sogar im Rahmen der Sicherung des Lebensunterhaltes notwendig sind, ist schwer zu beurteilen und dürfte je nach Lebenslage der mittleren Generation sehr variieren. (Zum Beispiel: Die Unterstützung für einen arbeitslosen Sohn von nur 500 DM mag sehr wichtig sein, während ein Geldgeschenk von 2000 DM an eine einkommenstärkere Nachkommensfamilie kaum zur materiellen Sicherung beiträgt.) Wenn allerdings Größenordnungen angegeben werden (vgl. Motel/Szydlik 1999), wonach die Eltern-Kind-Transfers zu etwas mehr als der Hälfte unter 2000 DM jährlich liegen und zu etwas weniger als die Hälfte über diesem Betrag, dann überschätzt unter Umständen die letztgenannte Zahl die Leistungen der älteren Generation für die mittlere. Das Ergebnis, daß etwa ein Fünftel der Eltern zwischen 2000 und 5000 DM an die Kinder transferieren, kommt dadurch zustande, daß der gesamte Transfer von der älteren zu den jüngeren Generationen in einer Kategorie zusammengefaßt wurde. In diese Kategorie gehen dann auch die weniger bedeutsamen Transfers von der älteren an die mittlere Generation ein. Die Studie (Motel/Szydlik 1999) kommt zum Ergebnis, daß die 40 bis 85jährigen im Durchschnitt jährlich knapp 7000 DM weitergeben, was vermutlich eher den intensiven Ressourcenfluß von der mittleren Generation zu deren Kindern und nur zum geringerem Teil die Transfers der Großeltern an die mittlere Generation betrifft. Zudem beziehen sich die Zahlen über den Eltern-Kind-Transfer nur auf die 30% der Befragten, die überhaupt Transfers leisten. Mit anderen Worten: 70% der Befragten übertragen keine Finanzmittel an die jüngeren Generationen.

Ob Eltern überhaupt materielle Transfers leisten, hängt erwartungsgemäß insbesondere von deren Einkommens- und Vermögenslage ab. Auch spielt der Familienstand des Gebers eine Rolle, insofern als partnerlose Eltern, also meist Witwen oder Geschiedene, weniger transferieren als solche mit Partner. Beide Gruppen sind bekanntlich ökonomisch relativ schlecht gestellt. Seitens der erwachsenen Kinder ist es deren Bedarf, der zu materieller Unterstützung veranlaßt, abzulesen daran, daß häufiger arbeitslose oder in Ausbildung befindliche Kinder mit Unterstützung rechnen können. Naheliegenderweise übt zudem die Enge der Beziehung einen positiven Einfluß auf das Gewähren von materieller Hilfe aus.

Mittelbar zählt auch die *Erbschaft* zu den „Hilfen“ für die mittlere Generation. Sie kommt zwar erst nach dem Tod des Eltern zum Tragen, sie vermag aber eventuell vorgreifend das Verhalten zu beeinflussen, da Erbschaften ja ungefähr erwartbar sind. Angesichts der langen Periode relativer wirtschaftlicher Prosperität und der Wohlstandssteigerung in der Nachkriegszeit waren die heute Älteren in der Lage, ein finanzielles Vermögen oder Grund- und Wohneigentum anzusammeln, das ungeschmälert durch starke Inflationsphasen oder Kriegshandlungen weitervererbt wird. Im Jahre 1993 schätzte die Deutsche Bundesbank, daß in der Bundesrepublik jährlich zwischen 100 bis 200 Milliarden an privatem Sach- und Geldvermö-

[18] So betonte schon Marcel Mauss Studie über die Gabe, daß Geschenke nicht nur den materiellen Wert (heute den Geldwert) beinhalten, sondern darüber hinaus sehr viel bedeutsamer sind für das Stiften von freundschaftlichen Beziehungen und sozialen Bindungen generell.

gen vererbt wird. Das Vererben ist nun in der Bundesrepublik Deutschland gesetzlich geregelt, so daß sich die individuellen Generationenbeziehungen im Vererbungsvorgang nur begrenzt widerspiegeln können. Aber gewisse Einflußmöglichkeiten bestehen doch, da der Pflichtteil nur die Hälfte des Vermögens festschreibt. Ein Drittel der erwachsenen Kinder hat bereits einmal etwas von den Eltern geerbt; davon erhielten 27,6% sogar ein größeres Erbe über 5000 DM. Unterschiede in den Anteilen der weiblichen und männlichen Erben sind kaum zu finden, wohl aber sehr deutliche Unterschiede zwischen den West- und Ostdeutschen, denn die Erwerbsstruktur der ehemaligen DDR war nicht geeignet, in größerem Umfang Vermögen anzusammeln. Deutlich wirkt sich – naheliegenderweise – auch die soziale Zugehörigkeit auf die Chance etwas zu erben, aus. Die Gruppe der Erben bei Befragten mit Hauptschulabschluß (als Indikator für die Zugehörigkeit zur unteren Schicht) ist fast um 10% kleiner als bei den Befragten mit Universitätsabschluß (als Indikator für die Zugehörigkeit zur oberen Sozialschicht). Berücksichtigt man noch die künftig erwarteten Erbschaften, dann geraten die Unterschichtsangehörigen endgültig ins Hintertreffen, da nur 8,7% von ihnen Erbschaften über 5000 DM erwarten können, hingegen 35% der Angehörigen der oberen Sozialschicht. Wegen der sozial sehr ungleichen Verteilung der Möglichkeit, überhaupt etwas zu vererben und größere Vermögen zu vermachen, wird die These vertreten, daß künftig das Erben einen großen Einfluß auf die Struktur sozialer Ungleichheit hat. Die Unterschiede werden größer werden, da am häufigsten die Kinder wohlhabender Eltern dann auch noch die höchsten Beträge erben (vgl. Szydlik 1999).

5.3 Alltags- und Krisenhilfe für die ältere Generation

Selbständig zu bleiben und nicht auf andere angewiesen zu sein gehört für 65% der Älteren zu den wichtigsten Lebensgütern (Infratest u.a.1991: 30). Dennoch ist das Eingebunden-Sein in familiäres Netzwerk ein Faktor, der das subjektive Wohlbefinden steigert. Ältere Menschen verfügen natürlich nicht nur über familiale Kontakte und Hilfebeziehungen, sondern auch über Freundschaften und Bekanntschaften; sie alle konstituieren das soziale Netzwerk. Die sozialen wie auch die familialen Beziehungen sind nicht nur dazu da, um Hilfe zu geben und zu empfangen, sondern sie sind auch wichtig im Sinne des sozialen Beisammenseins und der Integration. Denn nur ein Viertel des gesamten sozialen Netzes Älterer wird als Helfer eingeordnet (vgl. Wagner u.a. 1996: 312). Dennoch ist die Hilfe- und Unterstützungsfunktion des sozialen wie auch des familiären Netzes äußerst wichtig. Welche Rolle die einzelnen Helfergruppen spielen, und wie die Bedeutung der Kindergeneration neben dem Partner einzuschätzen ist, soll als erstes deutlich werden.

Bei den in folgenden benutzten Daten muß beachtet werden, daß es sich um Angaben über Hilfeerwartungen, also nicht um tatsächlich geleistete Hilfe handelt. Daher haben die Aussagen Grenzen und mögen das tatsächliche Hilfepotential überschätzen (vgl. Diewald 1993: 746). Es wird verglichen, wie oft unterschiedliche familiär und nicht familiäre informelle Netzwerkpersonen von älteren Menschen als potentielle Helfer einmal bei praktischen Arbeiten in Haus und Garten – also bei Alltagshilfen – das andere Mal bei seelischem Unterstützungsbedarf – einer Krisenhilfe – genannt werden. Dabei wird differenziert nach „jungen“ und „alten“ Alten sowie nach dem Vorhandensein eines Partners und mindestens eines Kindes.

Tab. 4: Unterstützungserwartung an verschiedene Personen im Netzwerk bei praktischem und seelischem Bedarf

	Praktische Arbeiten in Haushalt und Garten				seelische Unterstützung bei Niedergeschlagenheit			
	mit Partner		ohne Partner		mit Partner		ohne Partner	
	60-74 J.	75+	mit Kind	ohne Kind	60-74 J.	75+	mit Kind	ohne Kind
Ehepartner	70	49	-	-	77	81	-	-
Tochter	3	10	52	-	8	15	66	-
Sohn	30	41	66	-	4	6	27	-
Schwester	0	11	4	45	3	0	6	50
Bruder	2	10	3	50	0	0	3	25
andere Verwandte	2	5	1	17	0	0	4	21
Freunde	2	0	14	23	8	0	25	45

Legende: In die Auswertung wurden nur die Personen einbezogen, bei denen die Position im Netzwerk vorhanden ist; Angaben in Prozent der jeweiligen Gruppe. Lesebeispiel: 70% in der ersten Spalte der ersten Zeile der Tabelle bedeuten, daß 70% der älteren Menschen zwischen 60 und 74 Jahren bei Hilfebedarf bei praktischen Arbeiten in Haushalt und Garten primär vom Ehepartner Hilfe erwarten. In den anderen Spalten werden dann andere Altersstufen und Lebensformen (ohne Partner und mit bzw. ohne Kinder der Befragten) genannt. Quelle: Diewald 1993: 746.

Es zeigt sich, daß der Ehepartner die wichtigste Unterstützungsperson für Ältere ist sowohl bei praktischem als auch emotionalem Unterstützungsbedarf. Diese zentrale Rolle der intragenerationellen Hilfe schwächt sich bei den 75jährigen und älteren Menschen ab, aber nur im Bereich der praktischen Hilfeleistung. Der Sohn wird wichtiger als Ansprechpartner bei praktischem Unterstützungsbedarf, im Bereich emotionaler Hilfe bleibt die Stellung des Partners von herausragender Bedeutung. Ist kein Partner vorhanden, dann rücken die Kinder auf an die Stelle der wichtigsten Netzwerkpartner in beiden Bereichen. Sind auch keine Kinder vorhanden, dann sind es die Schwestern und Brüder, von denen insbesondere praktische Unterstützung erwartet wird, jedoch erreichen die Freunde bei der seelischen Unterstützung hohe Werte. Das spricht für die spezielle Funktion der Freundschaftsbeziehungen im emotionalen Bereich, während die Familie auch für die instrumentellen Bereiche zuständig ist und ihr Einspringen weniger von der persönlichen Zuneigung abhängig ist. Auf jeden Fall aber rangieren andere Verwandte noch nach den Freunden, auch bei Personen ohne Partner und Kinder. Insgesamt zeigen die Daten eine Geschlechtsspezifik der Hilfeerwartung: während an Söhne die praktischen Aufgaben herangetragen werden und sie hierbei weit gegenüber den Töchtern dominieren (30% bzw. 41% der Söhne gegenüber nur 3 bzw. 10% der Töchter), werden bei seelischer Unterstützung eher die Töchter genannt (8 bzw. 15% der Töchter gegenüber nur 4 bzw. 6% der Söhne bei emotionalen Problemen angesprochen würden). Fehlt der Partner, dann werden die Söhne für die praktischen, die Töchter für die emotionale Unterstützung an erster Stelle erwähnt.

Insgesamt zeigen die Analysen, daß vor der intergenerationellen Beziehung zu den erwachsenen Kindern allemal die zum Partner rangiert.[19] Die Generationenbeziehung wird vor allem dann bedeutend, wenn beim hochbetagten, über 75jährigen Paar die eigenen Ressourcen für praktische Tätigkeiten abnehmen oder wenn kein Partner mehr vorhanden ist. Alleinstehende richten sich bei emotionalem Bedarf vor allem an Töchter, die Freundschaftsbeziehungen können es in diesem Punkt jedoch mit den Söhnen aufnehmen. Bei Verwitweten substituieren die Kinder einige der Unterstützungsfunktionen des Partners. Freunde sind aber auch für Ältere mit Kindern sehr wichtig bei emotionalen Problemen, allemal wichtiger als die entfernteren Verwandtschaftsbeziehungen. Allerdings hat die höhere Altersgruppe seltener als die jüngeren Altersgruppen gar keinen besten Freund. Paare mit „leerem Nest" über 60 Jahre gaben zu 40% an, keinen besten Freund zu haben, desgleichen die Verwitweten. Kinderlose Paare berichteten etwas seltener (zu 35%), daß ein bester Freund fehlt (Diewald 1991: 160).

Eine weitere für Ältere zentrale Krisenhilfe, die in der Tabelle 4, S. 77, nicht erwähnt wurde, ist die Unterstützung bei *Krankheit*. Die Helferstruktur in diesem Bereich ist die gleiche wie bei den vorigen Alltags- und Krisenhilfen. Ältere Menschen konzentrieren sich in ihren Hilfeerwartungen stark auf Familie und Verwandtschaft: als Hilfsperson wird von über 50jährigen Befragten zu 43% der Ehepartner bzw. die Partnerin, zu 27% die Kinder und nur zu 8% Geschwister genannt. Nachbarn, professionelle Dienste oder Kollegen werden fast gar nicht als Helfer bei Krankheit berücksichtigt[20]. Müssen diese Erwartungen bei tatsächlichen gesundheitlichen Probleme in die Realität umgesetzt werden, dann zeigt sich, daß sich die familiären Hilfeoptionen zum Teil nicht verwirklichen ließen und eine Umorientierung auch auf nichtfamiliäre Helfer erfolgt (Borchers/Miera 1993: 46).

Detailliertere Analysen zur Rolle der Kinder zeigen weiter, daß Hilfeerwartungen vor allem bei praktischer, aber auch bei seelischer Unterstützung sich an die nahewohnenden Kinder richten. Ledige ältere Menschen, die in der Regel keine Kinder haben, erwarten von Freunden Unterstützung in den beiden Bereichen. Sie substituieren die fehlenden familialen Helfer durch außerfamiliale, jedoch bleiben ihre Netzwerke wie die Kinderloser insgesamt kleiner und damit fragiler. Bei Scheidungen oder Verwitwungen, die noch nicht lange zurückliegen

---

[19] Eine nicht repräsentative Studie auf der Basis von tatsächlichen Hilfeleistung kommt zu anderen Ergebnissen bezüglich der relativen Position der Kinder und des Partners als Unterstützungsperson. Die Kinder sind in allen Bereichen der Unterstützung – der praktischen Hilfe, der Hilfe im Krankheitsfall, als Gesprächspartner in wichtigen Dingen und bei der finanziellen Unterstützung – die wichtigsten, am meisten genannten Personen. Hier wird jedoch die ältere Generation nicht weiter differenziert nach Alleinlebenden, Kinderlosen, Verheirateten etc., so daß die Ergebnisse dadurch zustande kommen, daß in dieser Studie vermutlich Verwitwete überrepräsentiert sind, bei denen – wie oben gezeigt – Kinder aufgrund der fehlenden Partner in der „Hierarchie der Helfer" an vorderster Stelle stehen (vgl. Borchers/Miera 1993: 137 und 131)

[20] Die „Familienzentrierung" im Krankheitsfall läßt sich auch mit Antworten zu tatsächlichen Helfern und Helferinnen belegen. Etwa mit den von Diewald (1986) ausgewerteten Daten des Wohlfahrtssurveys, bei dem leider die Helfer nur grob nach „jemand im Haushalt" und „Verwandte" unterschieden werden, so daß nicht klar wird, was die Partner und was die Kinder sind. 59% der Alleinlebenden erhält bei Krankheit von Verwandten Hilfe. Ältere Paare über 64 Jahre, die kein Kind haben, gaben meist, nämlich zu 42%, jemanden aus dem eigenen Haushalt als Helfer an, vermutlich also der Partner bzw. die Partnerin. Schließlich die Eltern mit Kindern über 18%, die zu 61% von einem Haushaltsangehörigen versorgt werden, also in der Regel der Partner/die Partnerin, und zu nur 19% von Verwandten, wohinter sich – wie man aus anderen Studien weiß – überwiegend die Kinder verbergen (vgl. Diewald nach Borchers/Miera: 39).

(nicht mehr als 2 Jahre), konzentrieren sich die Hilfeerwartungen im emotionalen Bereich stark auf die Kinder: in dieser Krisenzeit würden sich die dann Alleinstehenden auf die mittlere Generation stützen (Diewald 1993: 750).

Wegen der Rolle der Kinder muß man zu dem Schluß kommen:

> *„Wie man später als Ehepaar oder Witwe oder Geschiedene im Hinblick auf Unterstützungspotentiale dasteht, hängt wesentlich davon ab, welche familiären Entscheidungen und Ereignisse im bisherigen Lebensverlauf geschehen sind. Die dadurch bedingten Unterschiede – vor allem bezüglich vorhandener oder nicht vorhandener Beziehungen zu Kindern – scheinen heute nur sehr bedingt und nur für einen Teilbereich sozialer Unterstützung über andere Beziehungen substituierbar zu sein. Entlang dieser Grenze manifestiert sich derzeit eine Polarisierung der älteren Bevölkerung hinsichtlich ihrer Unterstützungspotentiale." (Diewald 1993: 751)*

„Das Vorhandensein von Kindern schützt unter allen Beziehungen außer der Paarbeziehung am ehesten vor der Gefahr, im Bedarfsfall keine Hilfe erwarten zu können." (Diewald 1993: 743; auch Walter 1991) Und es ist nicht die große Anzahl an Kindern, die für die Verfügbarkeit von Hilfe entscheidend ist. Im Bereich des emotionalen Unterstützungsbedarfes macht die Anzahl der Kinder keinen Unterschied aus. Im Bereich der praktischen Unterstützung – also Arbeiten in Haus und Garten sowie Hilfe bei Krankheit – vermitteln mehr Kinder doch das Gefühl mit größerer Sicherheit Hilfe erwarten zu können. Der Rückgang der Kinderzahl, der in der öffentlichen Meinung immer als Alarmsignal für die schrumpfenden Hilfepotentiale Älterer bewertet wird, ist also nur teilweise ein guter Indikator, nämlich bei praktischen Hilfestellungen. Auch in Bezug auf die Verfügbarkeit von Hilfe bei Pflegebedarf läßt sich zeigen: ein Kind reicht aus. In größeren Familien kann sich zwar theoretisch die Last auf mehrere Schultern verteilen, aber hier ist es schwieriger, eine bzw. einen Verantwortlichen auszumachen. Bei größerer Kinderzahl scheint das emotionale Klima in der Familie lockerer zu sein, so daß die Wahrscheinlichkeit, emotionale Hilfe zu finden, geringer ist.

Der Rückgang der Kinderzahl verläuft ja auch nicht in der Form, daß alle im Durchschnitt weniger Kinder haben. Vielmehr gibt es neben dem allgemeinen Rückgang von Familien mit vielen Kindern (mehr als drei oder vier) ja die Entwicklung zu einer Polarisierung zwischen Familien mit 2 Kindern und Paaren sowie Alleinlebenden ganz ohne Kinder. So stellt sich die Frage nach dem Unterstützungsnetz Älterer nicht bezüglich einer geringeren Kinderzahl, sondern bezüglich derer, die keine Kinder haben, und der Gruppe mit in der Regel zwei Kindern. Mit anderen Worten: der zentrale Unterschied besteht zwischen jenen, die auf familiäre Generationenbeziehungen zurückgreifen können und jenen ohne eine Kindergeneration als Unterstützungsquelle. Ein Bericht über die vorhandenen Generationenbeziehungen muß auch die nicht vorhandenen registrieren, zumal Kinderlosigkeit in der älteren Generation kein Minderheitenphänomen ist. Nach der Berliner Altersstudie sind unter den 70-84jährigen etwa ein Viertel (24,7%) kinderlos, und unter den über 85jährigen haben sogar 38,1% keine Kinder (vgl. Wagner u.a. 1996: 306f). Diese hohe Kinderlosigkeit ist zwar kohorten- und Berlin-spezifisch, und wird sich in der nahen Zukunft in der älteren Bevölkerung abschwächen. Aber angesichts des einen Drittels der Bevölkerung, das heute kinderlos bleibt, ist auch in Zukunft mit einer recht großen Gruppe unter den Älteren zu rechnen, die gar keine Kinder hat.

Wenn die hier im Zentrum stehenden Generationenbeziehungen fehlen, dann hat das Auswirkungen auf die Struktur und die Funktionen sozialer Beziehungen im Alter. Kinderlose ältere Menschen verfügen mit durchschnittlich 8,1 Personen über ein kleineres Netzwerk als die Gesamtbevölkerung mit durchschnittlich 12 Personen. Nicht nur das Netzwerk ist kleiner, kinderlose Ältere erhalten auch weniger Hilfe und tauschen weniger Zärtlichkeit aus als ältere Menschen mit Kindern. Kinderlose berichten zwar nicht über ein subjektiv empfundenes Defizite an emotionaler und instrumenteller Hilfe; aber sie haben einen deutlich höheren Bedarf an Zärtlichkeit als die Eltern. Das Risiko älterer Menschen in einem Heim zu leben, oder sich einsam zu fühlen, wird durch die Tatsache Kinder zu haben, verringert. Kinderlose leben öfter in Heimen (nämlich 17%) als Eltern (nur zu 6%). Und sie berichten öfter über Einsamkeitsgefühle als Eltern (vgl. Wagner u.a. 1996: 314f.). Vor der Kontrastfolie der fehlenden Generationenbeziehungen wird deren positive Leistung besonders deutlich.

6. Hilfe- und Pflegebedürftigkeit alter Menschen

Krankheit und Pflegebedürftigkeit gehören mit zu den Veränderungen im Alter, die durch die intergenerationellen Hilfeleistungen aufgefangen werden. Erkrankungen treten im Alter aufgrund der verminderten physischen Anpassungsfähigkeit und Reservekapazität des Körpers verstärkt auf; alterstypisch ist auch das Zusammentreffen von mehreren Krankheiten. Einem hohen Umfang an Erkrankungen steht ein geringeres Maß an Hilfe- und Pflegebedarf gegenüber. Alter ist zwar nicht mit Hilfe- und Pflegebedarf gleichzusetzen, jedoch ist es nicht von der Hand zu weisen, daß Pflegebedarf vor allem in diesem Lebensabschnitt auftritt. Die durch die höhere Lebenserwartung „gewonnenen Jahre" an Lebenszeit unterliegen durch die ab dem achtzigsten Lebensjahr steigende Rate an Pflegebedürftigen zwar einem stärkeren Risiko, daß Pflegebedarf auftritt, daß dies aber nicht für die Mehrheit der Älteren gilt, wird im folgenden zu zeigen sein. Hilfe- und Pflegebedarf bedeutet, daß sich in bestimmten basalen Aktivitäten des täglichen Lebens Abhängigkeit von der Hilfe anderer entwickelt. Diese wird in der Regel von den Familienangehörigen aufgefangen, bisher in einem so hohen Umfang, daß von einer Krise der Familie keine Rede sein kann (6.1). Die mit einer Pflege einhergehende Belastung bedeutet nicht nur für die Pflegeperson selbst ein gesundheitliches Risiko, auch stößt die gesamte Pflege zu Hause durch Überlastung an ihre Grenze (6.2). Daher ist ein Blick auf die Unterstützungsmöglichkeiten außerhalb der Familie und ihre Nutzung ein Erfordernis, da das Einschalten von Diensten – bei Bedarf – der Stabilisierung der durch die Familie geleisteten Pflege zugute kommt. Dazu gehören auch die seit einiger Zeit in Kraft getretenen Regelungen der Pflegeversicherung, die die Pflegebedürftigen und Angehörigen entlasten sollen (6.3).

6.1 Morbiditätsrisiken und Folgen der Pflegebedürftigkeit

Morbidität im Alter

Der medizinische Fortschritt hat das Spektrum der Krankheiten verändert. Dominierten noch zu Beginn des Jahrhunderts akute Erkrankungen, so stehen heute chronische Erkrankungen – vor allem im Alter – im Vordergrund. Typisch für die gesundheitliche Lage im Alter ist die Verschränkung von mehreren Erkrankungen zu Multimorbidität, die nach Schätzungen bei etwa 88 von Hundert Personen über 70 Jahren vorkommt. Am häufigsten wurden bei den 70jährigen und älteren Menschen die folgenden Krankheiten ermittelt: Fettstoffwechselstörungen (Hyperlipidämie bei 76%), Krampfadern (Varikosis bei 72%), Gehirnarteriosklerose (65%), Herzinsuffizienz (57%), Arthrose (degenerative Gelenkerkrankung, Rheuma; 55%), Rückenleiden (Dorsopathie; 46%), Bluthochdruck (arterielle Hypertonie, 46%).

Diese hohen Morbiditätsraten decken sich nicht mit dem subjektiv weniger gravierenden Krankheitsempfinden. Während bei 98% der über 70jährigen mindestens eine Erkrankung diagnostiziert wurde, weisen nur 78% deutliche subjektive Beschwerden auf. Bei den Multimorbiden klaffen objektive Diagnose und subjektiv empfundene Beeinträchtigung noch weiter auseinander. Pflegebedürftigkeit ist nicht auf bestimmte Erkrankungen zurückführbar. Vielmehr entsteht diese typischerweise durch erhebliche Mobilitätseinschränkungen, die dazu führen, daß alltägliche Verrichtungen wie Waschen, Essenkochen nicht mehr ohne Hilfe ausgeführt werden können.

Pflegebedürftigkeit

Erkrankungen sind der Hintergrund, vor dem es zu so starken Einschränkungen in der Lebensführung kommen kann, daß ein Mensch für die regelmäßig wiederkehrenden Verrichtungen und Aktivitäten des täglichen Lebens fremde Hilfe benötigt; dann spricht man von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit. Diese wird also – im Unterschied zu den an Organfunktionen festgemachten Erkrankungen – instrumentell begriffen anhand des Umfangs an Alltagsaktivitäten, bei denen Hilfe erforderlich ist. Dementsprechend definiert die Pflegeversicherung Pflegebedürftige als „Personen, die wegen einer körperlichen, geistigen oder seelischen Krankheit oder Behinderung für die gewöhnlichen und regelmäßig wiederkehrenden Verrichtungen im Ablauf des täglichen Lebens auf Dauer ... in erheblichem oder höherem Maße der Hilfe bedürfen" (§ 14 SGB XI). Dem Unterschied zwischen der lediglich im hauswirtschaftlichen Bereich nötigen *Hilfe*, und der umfassenderen, im körperlichen Bereich nötigen *Pflege* entspricht die sprachliche Trennung zwischen (hauswirtschaftlichem) Hilfebedarf und (darüber hinaus körperbezogenem) Pflegebedarf. Im Jahre 1993 gab es nach Hochrechnungen insgesamt 1,7 Millionen pflegebedürftige Personen in Privathaushalten und Heimen in Deutschland. Unter diesen Pflegebedürftigen aller Altersstufen sind drei Viertel der im Privathaushalt lebenden und gut vier Fünftel der im Heim lebenden älter als 60 Jahre alt (Schneekloth 1996). Hinzu kommen 2,1 Mio. Personen in privaten Haushalten mit hauswirtschaftlichem Hilfebedarf. Auffällig ist, daß dieser in den neuen Bundesländern etwas höher ausfällt (3,4% der Bevölkerung) als in den alten Ländern (2,5% der Bevölkerung; vgl. Schneekloth/Potthoff 1993: 9). Dieser stärkere Bedarf könnte mit den Wohnverhältnissen zusammenhängen: schlechtere sanitäre Ausstattung, noch häufig anzutreffende Ofenheizung und andere bauliche Umstände, die älteren Menschen die eigenständige Haushaltsführung erschweren, machen mehr hauswirtschaftliche Unterstützung nötig. Zugleich sind die divergierenden Zahlen ein Hinweis darauf, daß Hilfebedarf nicht nur durch physische und kognitive Einschränkungen der Person entsteht, sondern auch durch entsprechende Umweltbedingungen. Auch Pflegebedarf dürfte durch entsprechende Bedingungen in der Wohnumwelt begrenzbar sein.

Der Hilfe und Pflege zu bedürfen, gehört zu den gefürchteten Veränderungen des Lebens im Alter. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß insgesamt nur 7,6% der über 65jährigen regelmäßigen Pflegebedarf aufweisen[21], dann ist Pflegebedürftigkeit sicher keine für ältere Menschen generell typische Situation. Weitere 12,5% der älteren Bevölkerung sind lediglich hilfebedürftig (Infratest 1992: 23). Einerseits muß man also betonen, daß eine Minderheit der alten Menschen *insgesamt* von Pflege abhängig ist. Andererseits muß man aber sehen, daß in den hohen Altersgruppen der Anteil Pflegebedürftiger stark ansteigt, wie altersspezifische Quoten der Pflegebedürftigkeit verdeutlichen. Unter den 65-69jährigen Männern und Frauen machen sie nur 1,2% der Altersgruppe aus, aber unter den über 80jährigen liegt ihr Anteil bereits bei 26,3% (Infratest a.a.O.: 26). Mit dem Altwerden, insbesondere dem Hochbetagt-Werden, ist also doch ein höheres Risiko verbunden, irgendwann der Pflege zu bedürfen. In den oberen Altersstufen (ab 80 Jahren) ist der Anteil der Frauen, die auf Hilfe angewiesen sind, deutlich höher als der der Männer (Schneekloth 1996: 13).

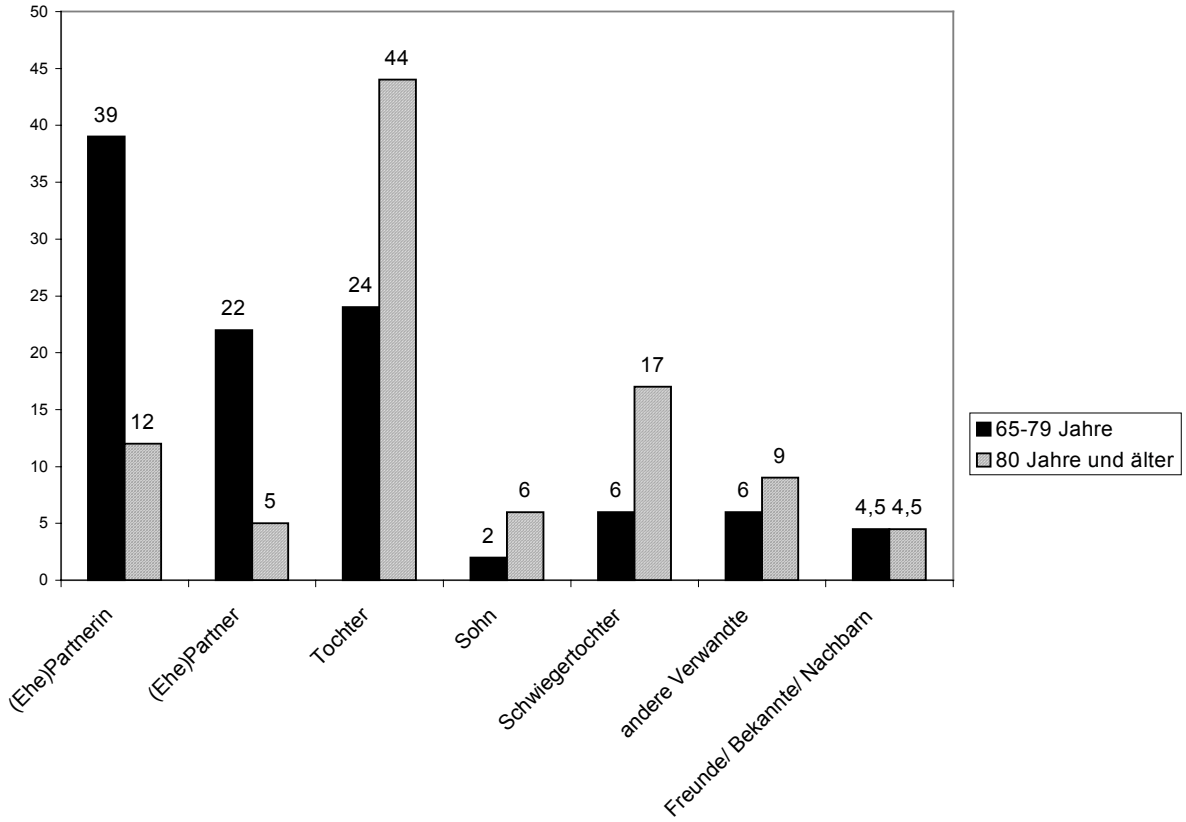
---

[21] Alle in diesem Abschnitt genannten Daten beziehen sich auf die Jahre 1991/92, dem Erhebungszeitraum der repräsentativen Studie von Infratest zu Hilfe- und Pflegebedürftigkeit in Privathaushalten.

Der mit dem Alter steigende Hilfe- und Pflegebedarf wird überwiegend im *Privathaushalt* bewältigt. Betrachtet man alle über 65jährigen insgesamt, dann leben nur 4% im Heim. Aber auch die Rate der im Heim versorgten hilfe- und pflegebedürftigen alten Menschen steigt mit dem Alter an, bei Hochbetagten drastisch. Unter den 65-70jährigen sind es erwartungsgemäß nur sehr wenige (0,8% der Männer und 1,1% der Frauen dieser Altersgruppe), von den 85-90jährigen sind hingegen bereits 9,6% der Männer, aber sogar 19,2% der Frauen im Heim untergebracht. Die 90jährigen und älteren weisen eine deutlich höhere Quote auf: die der Männer ist auf 23,9% geklettert, die der Frauen auf 36,6% (vgl. Rückert 1997: 14). Bei diesen Zahlen wurden die Hilfe- *und* Pflegebedürftigen, die in Heimen leben, zusammengefaßt, da die Quote der *insgesamt* im Heim lebenden Älteren interessierte. Betrachtet man *nur* die Pflegebedürftigen, etwa unter der Maßgabe, daß lediglich hauswirtschaftlich Hilfebedürftige eigentlich noch zu Hause leben könnten, dann könnten noch geringere Werte für die im Heim Lebenden erreicht werden.

Man kann nicht nur feststellen, daß der Privathaushalt der Ort der Versorgung der meisten Pflegebedürftigen ist. Weiter kann man konkretisieren, daß Pflegebedarf meistens vom informellen *Hilfenetz „Familie“*, und hier innerhalb der linearen Eltern-Kind-Beziehung, aufgefangen wird. Es ist immer wieder betont worden, daß 80-90% aller Pflegebedürftigen in Privathaushalten von ihren Angehörigen betreut werden und daher von einem Abgeschoben-Werden der Älteren in Heime nicht die Rede sein kann. Andere Verwandte, Nachbarn, Freunde und Bekannte leisten einen eher marginalen Beitrag zur Bewältigung von Pflegebedürftigkeit innerhalb des informellen Netzes. In diesem informellen Netz „Familie“, das den Großteil der Versorgung älterer Pflegebedürftiger trägt, sind die intragenerationellen wie auch die intergenerationellen Pflegebeziehungen gleichermaßen wichtig. Man kann sagen, daß die Frage, ob jemand zu Hause versorgt werden kann, im wesentlichen davon abhängt, ob ein Ehepartner bzw. Ehepartnerin oder erwachsene Kinder verfügbar sind. Eine nach zwei Altersgruppen der Pflegebedürftigen differenzierende Betrachtung informeller Helfer zeigt, daß unter den 65 bis 79jährigen die Ehepartner als Hilfspersonen dominieren (siehe Abb. 23, S. 84). Dagegen kommen bei den über 80jährigen Pflegebedürftigen die Pflegepersonen überwiegend aus der Kindergeneration, oder genauer: die (Schwieger)Töchter übernehmen die Pflege. Solange also Ehepartner vorhanden sind, wird – sofern möglich – die Pflege intragenerationell aufgefangen, aber auch hier springt die Kindergeneration bereits bei einem Drittel der Pflegebedürftigen ein. Im höheren Alter wird die Pflege dann meist zu einer Aufgabe der erwachsenen Kinder.

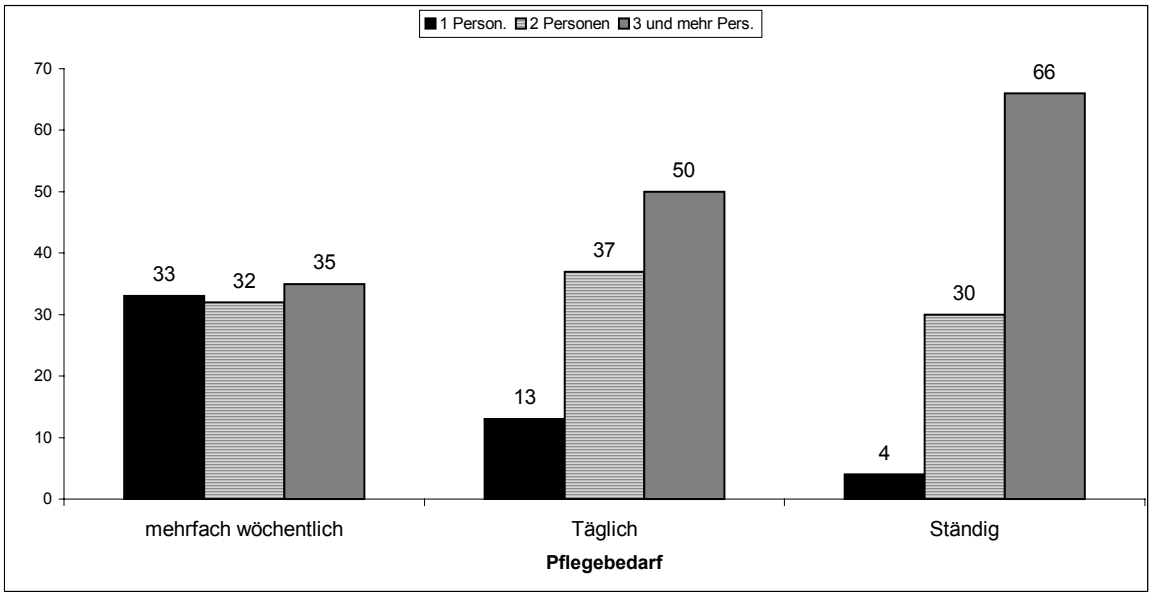
Abb. 23: Verwandtschaftliches Verhältnis der Hauptpflegeperson zur hilfe- und pflegebedürftigen Person



Legende *in % der gepflegten Personen, nach Alter der gepflegten Person. Lesebeispiel: die Zahl 39 über der ersten Säule bedeutet: 39% der 65 bis 79jährigen Pflegebedürftigen haben ihre (Ehe)Partnerin zur Hauptpflegeperson. 12 über der kleineren Säule bedeutet, daß aber bei den älteren, über 80jährigen Pflegebedürftigen nur noch 12% von der Ehepartnerin versorgt werden. Quelle: Dallinger 1997: 25.*

Zwar wird Hilfe und Pflege auch über die Haushaltsgrenzen hinweg gewährt und muß Pflegebedarf nicht zur Aufgabe der eigenen Wohnung des Pflegebedürftigen führen. Jedoch zeigen die Daten aus Abb. 25, S. 85, deutlich, daß mit steigendem Pflegebedarf auch der Anteil der Personen, die in einem Haushalt mit 3 und mehr Personen leben, zunimmt. Diese Haushalte dürften die eines erwachsenen Kindes mit Ehepartner sein, in den der Elternteil wegen des hohen Betreuungsaufwandes umzieht. Bei der Partnerpflege bleibt die Kontinuität des Wohnens gewahrt, die Versorgung durch die Kindergeneration bei schwerer Pflegebedürftigkeit geht öfter mit einem Umzug einher. Vermutlich ist intensive Pflege nicht mehr in getrennten Haushalten zu machen. Jedoch muß man (wie im nächsten Abschnitt) sehen, daß die Pflege im gleichen Haushalt mit den höchsten Belastungen für die betreuende Person verbunden ist.

Abb. 25: Größe von Haushalten, in denen Pflegebedürftigen leben, nach Pflegebedarf



Legende: Angaben in %. Quelle: Infratest Sozialforschung 1992: 28.

Das Bild der rundum durch informelle Helfer aus Familie und sozialem Netz betreuten Personen wäre jedoch irreführend. Denn nicht immer sind ältere Pflegebedürftige derart integriert. Fast jede vierte Person im Einpersonenhaushalt mit Pflegebedarf erhält gar keine Unterstützung durch Familie, Verwandte oder Nachbarschaft.

Wird die Versorgung in einem *Pflegeheim* nötig, dann bedeutet dies wesentliche Veränderungen in der Lebenssituation des alten Menschen. Die eigene Wohnung wird aufgegeben, der zur Verfügung stehende Raum wird enger, wenn nicht gar das Zimmer mit einer anderen Person geteilt werden muß. Zu den Fortschritten zählt, daß dies nicht mehr die Regel darstellt, denn 54% der Heimbewohner haben ein eigenes Zimmer (vgl. Rückert 1997: 24). Die Privatsphäre schrumpft, wenngleich sich Heime bemühen, Privatheit zuzulassen, etwa durch die Möglichkeit, eigene Möbel mitbringen zu können. Vor der Einführung der Pflegeversicherung war der Heimaufenthalt oft damit verbunden, zum Sozialhilfeempfänger zu werden. Die hohen Kosten für einen „Platz“ im Heim zehren Rente und sukzessive auch Vermögen auf, was angesichts der Kosten nur plausibel ist: 1994 mußten für einen Pflegeplatz (also die teuersten) monatlich im Durchschnitt 4154 DM im Westen und 2868 DM im Osten aufgebracht werden. Die Pflegeversicherung verringert mit ihrem Zuschuß zu den stationären Pflegekosten das Risiko, daß Pflegebdedürftige Sozialhilfeempfänger werden. Personen mit sehr geringer Rente bleiben jedoch häufig auf die Sozialhilfeleistung angewiesen. Das Risiko Sozialhilfeempfänger zu werden steht in engem Zusammenhang mit den Generationenbeziehungen (Walter 1997). Denn Sozialhilfe wird erst subsidiär zu Leistungen der Familie gewährt. Das Sozialhilferecht konstituiert eine Verbindung zwischen der Elterngeneration und den direkten Nachkommen (also nur den Kindern), indem diese vorrangig zur Unterstützung ihrer Eltern verpflichtet sind. Erst wenn die finanzielle Lage der Nachkommen dies nicht erlaubt, tritt die Sozialhilfe ein. Die Leistungen der Pflegeversicherung, die ja unabhängig von der Lage der Kindergeneration jedem Versicherten zustehen, entschärfen die Situation maßgeblich. Die

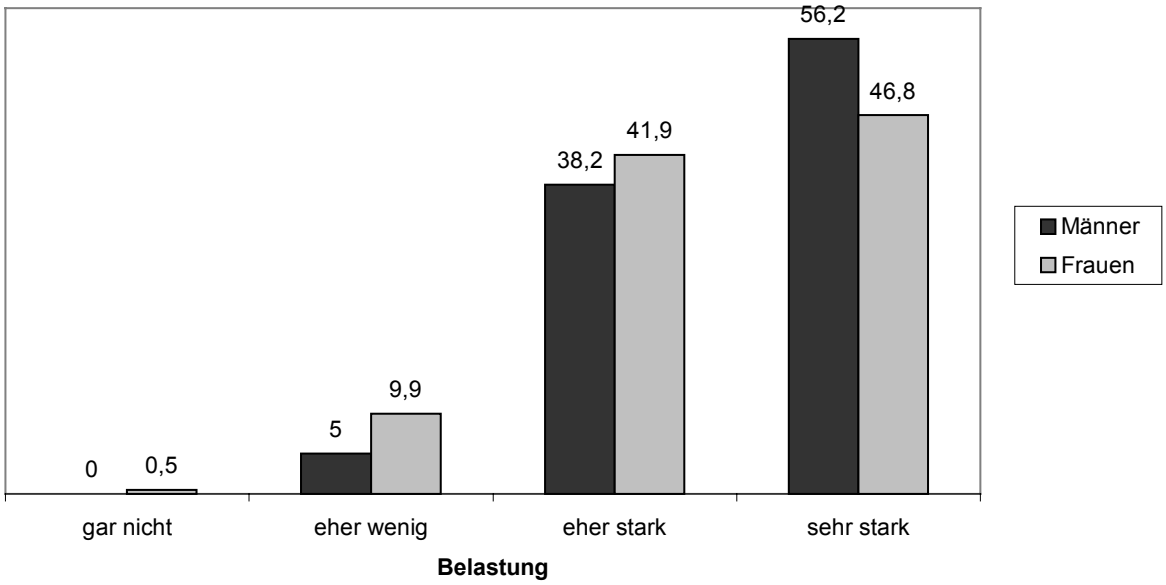
Entscheidung für eine Heimpflege kann jetzt unabhängiger von Bedenken, daß die eigenen Kinder finanziell belangt werden, getroffen werden.

6.2 Belastung pflegender Angehöriger

Die Belastung der Pflegepersonen ist eines der zentralen Themen in der Diskussion um Pflegebedürftige und deren Versorgung, wird doch angenommen, daß die Überlastung der familiären Pflegepersonen die Beendigung der Pflege zuhause nach sich zieht. Dann müßten die – sehr viel teureren, subjektiv weniger erwünschten Alternativen – der ambulanten Versorgung oder der institutionalisierten Pflege in einem Heim einspringen. Die Belastung ist aber auch relevant, um gesundheitliche Folgeschäden für die Pflegepersonen zu vermeiden.

Die Hauptpflegeperson aus der Kindergeneration, die einen älteren Menschen versorgt, ist in 47% der Fälle täglich, rund um die Uhr verfügbar. Diese Rund-Um-Pflege oder zumindest Angebundenheit stellt eine Quelle großer Belastung dar. Knapp ein Drittel der Hauptpflegepersonen (32,7%) sind täglich stundenweise anwesend, was das Belastungsempfinden reduziert (Beck u.a. 1997). Die Hauptpflegepersonen von Pflegebedürftigen fühlen sich größtenteils sehr stark belastet (siehe Abb. 27, S. 86). Die Angaben „eher wenig“ oder „gar nicht“ wurden selten gemacht, was wenig erstaunt, geht es doch ausschließlich um Pflegebedarf. Frauen fühlen etwas weniger sehr stark belastet als die Männer. Trotz dieses hohen Belastungsempfindens der Hauptpflegeperson sind etwa 80% der Pflegehaushalte der Ansicht, daß die häusliche Situation in Ordnung ist (Runde u.a. 1996: 88).

Abb. 27: Belastung der Hauptpflegeperson



Legende: Angaben in %; Quelle: Infratest Sozialforschung 1993, Tabellenband: 42.

Diese globalen Aussagen zu Belastungen sind die Summe aus einer Vielzahl von physischen, emotionalen, sozialen und finanziellen Belastungsfaktoren:

- Der Umfang der Belastungsempfindens ist gekoppelt an das Ausmaß der physischen, kognitiven und sozialen Beeinträchtigungen des älteren Menschen, die sich in einer abgestuften Intensität der notwendigen Versorgung niederschlagen. Geht man von den in der Pflegeversicherung differenzierten drei Pflegestufen der erheblichen Pflegebedürftigkeit (1), der Schwerpflegebedürftigkeit (2) und der Schwerstpflegebedürftigkeit (3) aus, dann läßt sich naheliegenderweise eine mit der Pflegestufe kontinuierlich zunehmende Belastung der Pflegepersonen nachweisen. Nur etwa 38% der Pflegepersonen, die jemanden mit Pflegestufe 1 versorgen, sehen sich als sehr belastet, 48% sind es auf der mittleren Stufe 2, und ca. 61% der Pflegenden in der dritten Stufe fühlen sich belastet (Runde 1996: 91).
- Je umfangreicher die Pflege ist, desto mehr muß die Hauptpflegeperson ihre eigenen Pläne und Bedürfnisse zurückstellen. Urlaube fallen weg oder sind nur unter Schwierigkeiten zu realisieren. Eine eigene Erkrankung kann sich die Pflegeperson „nicht leisten".
- Dementsprechend ist die zeitliche Belastung, das Eingespannt-Sein rund um die Uhr durch die Pflege der quantitativ wichtigste Belastungsfaktor für Hauptpflegepersonen. Insbesondere die Versorgung Dementer erfordert eine permanente Überwachung und Präsenz, ohne daß ständig Pflegetätigkeiten im engeren Sinne notwendig wären. Die körperliche und die emotionale Belastung der Pflegeperson wurden als an zweiter Stelle stehende Belastungsgründe wahrgenommen (Halsig 1995: 255).
- Die Art der gesundheitlichen oder seelischen Beeinträchtigung stellt einen wichtigen Unterschied dar. Die Pflege von psychisch veränderten, dementen Älteren stellt höhere Anforderungen und führt zu schwererer Belastung als die Pflege bei körperlichen Gebrechen.
- Ob die gesamte Situation für die Haushaltsmitglieder als belastend erlebt wird, hängt auch sehr vom Verhältnis der Pflegepartner ab. Ist die Qualität der Beziehung zwischen Helfer bzw. Helferin und gepflegter Person schlecht, dann verschärft sich das Belastungsempfinden. Wenn die Beziehung als sehr gut empfunden wird, dann berichten nur 7% der Befragten über eine für alle Haushaltsmitglieder hohe Belastung, die mit Unstimmigkeiten untereinander einhergeht. Wird das Verhältnis hingegen als sehr schlecht empfunden, dann empfinden 60% der Befragten die Situation als spannungsgeladen und belastend für die Haushaltsmitglieder insgesamt (Runde 1996: 90).
- Die zum Teil lang andauernden Pflegebeziehungen führen zu körperlicher wie seelischer Überforderung. Emotional belastend ist vor allem die nicht absehbare weitere Dauer von Pflege im Alter.
- Meist konzentrieren sich die Versorgungsaufgaben auf eine einzige Hauptpflegeperson. Diese in der Regel geringe innerfamiliäre Aufgabenteilung ist erstaunlich. Wird dennoch eine stärkere Verteilung der Pflegeverantwortung auf mehrere Schultern praktiziert, etwa durch einen an der Pflege partizipierenden Ehemann oder mithelfende Geschwister, dann ist für Entlastung gesorgt. Die geringe Nutzung von sozial-pflegerischen und hauswirtschaftlichen Diensten wird u.a. damit begründet, daß sie nicht dem Bedarf angemessen sind, und damit auch nicht entlastend wirken. Noch in einer 1991 durchgeführten Befragung wurde von zahlreichen Personen angegeben, daß sie zu teuer sind (Halsig 1995).

Mittlerweile haben sich zwar die Finanzierungsbedingungen durch die von der Pflegeversicherung gewährten Leistungen geändert, aber dennoch werden hauswirtschaftliche und pflegerische Dienstleistungen in geringem Umfang zur Entlastung der Pflegeperson genutzt (siehe Abschnitt 6.3; Runde u.a. 1996)

- Überraschend mag es sein, daß sich erwerbstätige Pflegepersonen weniger belastet fühlen (die Differenz beträgt 10%) als nicht berufstätige (Dallinger 1996: 31; Runde 1996: 92). Dies läßt sich einerseits damit erklären, daß Erwerbstätige eher solche Pflegebedürftigen versorgen, die weniger aufwendigen Pflegebedarf aufweisen. Andererseits ist zu vermuten, daß die Erwerbstätigkeit für Kompensation und Ablenkung von der anstrengenden Pflege sorgt. Erwerbstätigkeit „zwingt" dazu oder macht es leichter legitimierbar gegenüber dem sozialen Druck der „Töchterpflichten", für Entlastung zu sorgen, sei es durch mithelfende Ehemänner oder durch Dienstleistungen.
- Die Versorgung eines pflegebedürftigen Elternteils hat negative Konsequenzen auch in der eigenen Kernfamilie. Die Beziehung zum Ehepartner wird belastet, vor allem dann, wenn die pflegebedürftige Person im gleichen Haushalt lebt (Wand 1986: 103). Es bleibt weniger Zeit für die Kinder. Immerhin haben ein Fünftel der Pflegepersonen im Westen (15% der Pflegepersonen im Osten) mindestens ein noch im Haushalt lebendes Kind (Halsig 1995: 250). Ist die Pflegebedürftige in den eigenen Haushalt aufgenommen, gibt es ein hohes Konfliktpotentiale bezüglich ganz alltäglicher Dinge, etwa über den Tagesablauf, das Essen, die Haushaltsführung.

Soweit könnte geschlußfolgert werden, daß die Familie bzw. die Töchter der mittleren Generation zwar überlastet sind, die intergenerationelle familiäre Hilfe aber doch vieles an Pflegebedarf auffängt. Prognosen, die die demographische Entwicklung bis ins nächste Jahrtausend fortschreiben, weisen aber insofern auf die Dringlichkeit, außerfamiliäre Optionen der Versorgung und Betreuung älterer Menschen zu entwickeln, als nicht nur die Zahl der Pflegebedürftigen zunehmen wird[22], sondern daß diese künftig verstärkt in Einpersonenhaushalten leben. Diese Entwicklung ist rein demographisch bedingt, hat also nichts mit fehlender Motivation oder einer Krise der Familie zu tun (Schneekloth 1996: 16).

6.3 Unterstützung außerhalb der Familie und das Problem der Inanspruchnahme

Bei Pflegebedarf wird Unterstützung entweder von ambulanten Diensten in der eigenen Wohnung, oder durch teilstationäre Angebote (Kurzzeitpflege, Tages-, Nachtpflege) oder aber in einer Pflegeeinrichtung erbracht. Es ist hier nicht der Ort, um alle Dienste im einzelnen darzustellen, und etwa auf die ambulanten Formen wie Essen auf Rädern, Fahrdienste, Sozialstationen etc. einzugehen. Daher werden diese Dienste nur zusammengefaßt im Kontext des familiären Hilfenetzes und vor dem Hintergrund der Nutzungsproblematik diskutiert. Die seit 1994 bestehende Pflegeversicherung mit ihrem Ziel, vor allem die familiäre Pflege mittels externer Ressourcen zu unterstützen, muß in diesem Abschnitt ebenfalls angesprochen werden.

[22] Nach Hochrechnungen sind im Jahr 2040 1,73 Millionen Pflegebedürftige in Privathaushalten und 910. 000. in Heimen zu erwarten (Schneekloth 1996: 15).

6.3.1 Ambulante und stationäre Dienstleistungen

Es gibt mehrere Gründe, weshalb professionelle Dienste (ob von privat-kommerziellen Trägern oder von gemeinnützigen ist in diesem Fall gleich) sowohl für die alte wie auch die mittlere Generation wichtig sind:

a) Durch die hohe Belastung der Pflegepersonen liegt es eigentlich auf der Hand, daß zur Entlastung von pflegenden Familienmitgliedern professionelle Helfer eingesetzt werden sollten. Denn diese Stützung durch außerfamiliäre Kräfte soll zur Stabilisierung der familiär erbrachten Pflegeleistungen beitragen. Es soll einem allzu raschen Verbrauch der Kräfte entgegengewirkt werden.

b) Wenn es eine wachsende Zahl kinderloser Menschen gibt, so daß gar keine intergenerationelle familiäre Unterstützung möglich ist, dann muß der öffentlich organisierten Unterstützung verstärkt Bedeutung beigemessen werden.

c) Die Voraussetzungen für die zeitintensiven familiären Hilfe- und Pflegeleistungen sind immer weniger gegeben, weil die mittlere Generation durch Erwerbstätigkeit eingespannt ist. Sie kann noch Ansprechpartner bei Problemen jeglicher Art sein, sofern sich das mit Arbeitszeiten vereinbaren läßt, oder übernimmt es, sich um die Organisation von pflegerischen Diensten zu kümmern. Aber das eigene Ausüben umfangreicher pflegerischer Versorgung wird bei Erwerbstätigkeit schwierig zu machen sein.

Um so mehr erstaunt, daß ambulante soziale Hilfsdienste nur bei einem Drittel der zu Hause versorgten älteren Pflegebedürftigen einbezogen sind, meist zusätzlich zu familiären Pflegepersonen, jedoch selten als einzige Hilfequelle. Bei allein hauswirtschaftlichem Hilfebedarf werden sogar nur von 16% der Hilfebedürftigen soziale Dienste eingeschaltet (Infratest 1992; Schneekloth/Potthoff 1993: 177; Rückert 1996: 18).[23] Betrachtet man allein die in diesem Bericht im Zentrum stehenden Pflegebeziehungen zwischen älteren Pflegebedürftigen und jüngeren Pflegepersonen (unter 65 Jahre), dann sinkt die Inanspruchnahme sogar noch ab: in nur einem Viertel derartiger intergenerationeller Hilfebeziehungen treten entlastende soziale Dienste hinzu (Infratest 1993). Versorgung durch (Schwieger-) Töchter scheint also tendenziell die öffentliche Leistung zu ersetzen.

Die Nutzung von ambulanten Hilfen variiert auffällig stark zwischen West- und Ostdeutschland. Wenn nicht bei 43% der ostdeutschen Pflegebedürftigen irgendeine Form sozialer Dienste eingeschaltet wäre im Vergleich zu den 31% der westdeutschen Pflegebedürftigen, die derartige Dienste nutzen, dann läge die Quote insgesamt noch niedriger. Differenziert man die Betrachtung nach dem Ausmaß des Pflegebedarfes, dann zeigt sich, daß bei ständigem Pflegebedarf der Einbezug von Diensten am stärksten ist (Schneekloth/Potthoff 1993: 181). Der Umfang der Inanspruchnahme der sozialen Dienste zur Unterstützung der häuslichen Pflege hängt weiter von der Haushaltsform ab: jede zweite pflegebedürftige Person in einem Einpersonenhaushalt nutzt diese Dienstleistung, aber nur 31% der in einem Zwei-Personenhaushalt lebenden und nur 27% der Pflegebedürftigen, die in Mehrpersonenhaushalten, also mit der Kindergeneration, leben. Die prognostizierte Zunahme von Einpersonenhaushalten im näch-

[23] Alle Zahlen beziehen sich auf 1991.

haushalten im nächsten Jahrtausend bei gleichzeitiger (demographisch bedingter) Abnahme des „Töchterpflegepotentials“ zieht also einen entsprechen Dienstleistungsbedarf nach sich.

Die Nutzungsmöglichkeiten sind natürlich dort eingeschränkt, wo Hilfsdienste am Ort überhaupt nicht vorhanden sind, was nach der Studie von Infratest etwa ein gutes Fünftel der befragten über 65jährigen Pflegebedürftigen und ihrer Angehörigen angab. Die geringe Nutzung könnte weiter mit der geringen Kenntnis derartiger Dienste zusammenhängen. Dieser These widerspricht allerdings, daß sich ältere Pflegebedürftige recht gut informiert zeigten über Hilfeangebote: fast alle (ca. 96%) konnten in der Umgebung der Pflegebedürftigen vorhandene, potentielle Hilfe- und Pflegedienste oder auch freiberufliche Pflegekräfte nennen (Infratest 1993: 19).

Neben der Frage, ob ambulante soziale Dienste überhaupt vorhanden und bekannt sind, spielen *schichtspezifische Nutzungsbarrieren* eine Rolle, da die Nutzung von sozialen Pflegediensten offensichtlich mit der Zugehörigkeit zu den sozialen Schichten variiert. Während Angehörige der oberen Sozialschicht doch in nennenswertem Ausmaß ambulante hauswirtschaftliche und pflegerische Hilfen nutzen, ist dies bei den unteren Sozialschichten weniger der Fall. Nach der Berliner Altersstudie waren bei den Angehörigen der oberen Mittelschicht bei 32,7% der Befragten professionelle Dienste einbezogen. In der mittleren Mittelschicht stützen sich noch etwa 17% der Befragten auf Hilfsdienste. Jedoch findet man in der Unterschicht nur noch bei 6,2% der älteren über 70jährigen Menschen, daß unterstützende Hilfsdienste genutzt werden (siehe Tab. 5, S. 91; vgl. Mayer/Wagner 1996: 270). Interessanterweise findet man beim Umfang der informellen Unterstützung wenig Unterschiede nach der Schichtzugehörigkeit, allerdings mit Ausnahme der obersten Schicht: da nur 0,9% der Angehörigen der oberen Mittelschicht informelle Hilfspersonen angaben, kann man formulieren, daß sie entweder nicht über ein informelles Hilfenetz verfügt oder aber das informelle Netz nicht für Hilfe- und Pflegeleistungen eingespannt wird. In allen übrigen Schichten verfügen etwa 6-8% der Älteren über informelle Hilfe- und Pflegequellen, also in einem ganz ähnlichen, ebenfalls geringen Umfang. Deutlich unterscheidet sich auch der Umfang der Heimunterbringung nach der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Sozialschichten: in den beiden oberen Sozialschichten – der oberen Mittelschicht und der gehobenen Mittelschicht – leben mit 0,2% und 5,9% nur relative wenige in einem Heim, während für alle anderen Schichten etwa gleich hohe Anteile der im Heim lebenden gefunden wurden (nämlich etwa 10% der über 70jährigen). Die Wahrscheinlichkeit, im Alter in einem Heim leben zu müssen, ist also nur bei den (in dieser Studie) höchsten Kategorien sozialer Zugehörigkeit deutlich geringer, sonst gibt es fast keine Variation. Aufgrund dieser Zahlen läßt sich allerdings kaum sagen, welcher Art denn genauer die „schichtspezifischen Nutzungsbarrieren“ sind. Kommen hier die unterschiedlichen finanziellen Ressourcen zum Ausdruck, oder sind es unterschiedliche Werthaltungen und familiäre Leitbilder, die in den differierenden Quoten an Hilfsdiensten und Heimunterbringung ihren Niederschlag finden? Auch sozialrechtliche Regelungen wie etwa die bei Leistungen der Sozialhilfe bei Pflegebedürftigkeit geltende Verantwortung unterhaltspflichtiger Angehöriger für die Pflegefinanzierung bis zu bestimmten Einkommensgrenzen dürften dieses Bild schichtspezifischer Nutzung von Diensten mitbedingen.

Tab. 5: Hilfe- und Pflegequellen nach sozialer Schicht

Schicht	Keine Hilfe	Informell	Professionell	Heim
Unterschicht	73,9	7,8	6,2	10,0
Untere Mittelschicht	69,3	8,2	9,7	10,2
Mittlere Mittelschicht	61,9	8,7	17,1	11,0
Gehobene Mittelschicht	77,2	5,8	10,5	5,9
Obere Mittelschicht	64,1	0,9	32,7	0,2

Legende: nach sozialer Schicht, in %; Einkaufs-, Haushalts- oder Pflegehilfen in den letzten vier Wochen; Quelle: Mayer/Wagner 1996:270

6.3.2 Die Pflegeversicherung

Die *gesetzliche Pflegeversicherung* zielt explizit auf die häusliche Pflege und ihre Unterstützung. Sie ist gedacht als Stabilisierung der durch den Ehepartner bzw. die Ehepartnerin und die erwachsenen Kinder geleisteten Pflege. Hierzu gewährt sie entweder als Geldleistung ein nach der Pflegestufe gestaffeltes „Pflegegeld“ oder als Sachleistung Einsätze von ambulanten Pflegediensten, deren Stundenumfang ebenfalls nach Pflegestufe gestaffelt ist.[24]

Mit der zweiten Stufe der Pflegeversicherung wurde ab dem 1. Juli 1996 auch die stationäre Pflege in die Versicherungsleistungen einbezogen, so daß nun ein Zuschuß zu den Kosten für Pflege, soziale Betreuung und medizinische Behandlung übernommen wird[25], wobei die Pflegebedürftigen die Wohn- und Verpflegungskosten selbst zu tragen haben. Der medizinische Dienst der Krankenkassen überprüft eingangs den Grad der Pflegebedürftigkeit und ordnet eine Pflegestufe zu, die ja grundsätzlich für das Anrecht auf Leistungen und dann für deren Höhe entscheidend ist. Im Jahr 1995 erhielten Leistungen von der Pflegeversicherung: 455 000 Personen mit Pflegestufe 1; 910 000 Personen mit Pflegestufe 2 und 154 000 Personen mit Pflegestufe 3 (Rückert 1997: 11). Diese Zahlen spiegeln die Inanspruchnahme und die Selektionswirkung der Pflegebedarfsdefinition, jedoch keinen objektiven Bedarf.

Im Bereich der häuslichen Pflege wählen die Leistungsempfänger der Pflegeversicherung zu 75,7% die Geldleistung, nur zu 7,4% die Sachleistung und zu 16,9% die Kombination aus beidem (Runde u.a. 1996: 67). Am ehesten nutzen noch die Ein-Personen-Haushalte die Sachleistung, aber wie bei den anderen Haushaltskonstellationen liegt auch hier das Schwerge-

[24] So beträgt auf der Pflegestufe I das Pflegegeld 400.- DM, der Wert der Sachleistung beträgt 750.- DM. Pflegestufe II bedeutet 800 DM Pflegegeld und Sachleistungen im Wert von 1800 DM. Bei Pflegestufe III werden 1300 DM an Geldleistungen und 2800 DM an Sachleistungen gewährt.

[25] Dieser Zuschuß der Pflegeversicherung zu den Kosten der Heimpflege beträgt in der ersten Pflegestufe bis 2000 DM, bei Pflegestufe 2 bis zu 2500 DM und bei Pflegestufe 3 bis zu 2800 DM monatlich.

wicht auf den Geldleistungen. Der Einpersonen-Haushalt benötigt zur Bewältigung der Pflegebedürftigkeit also in größerem Umfang als andere Haushaltsformen von außerhalb des Haushalts kommende Pflegedienste (vgl. Runde 1998: 63). Die künftige Zunahme dieses Haushaltstypes wird verstärkten Bedarf an Dienstleistungen nach sich ziehen.

Da mehrheitlich die Geldleistung, aber weniger die Sachleistung in Form von Pflegeeinsätzen professioneller Dienste, ist unklar, inwiefern die Pflegeversicherung das Ziel der Entlastung und Stützung häuslicher Pflege durch Pflegedienstleistungen erreicht. Strenggenommen könnte man in Frage stellen, ob sie überhaupt in diesem Kapitel über Unterstützungsformen außerhalb der Familie diskutiert werden kann, da Geldleistungen ja hauptsächlich für familiäre Pflege einen finanziellen Ausgleich und Anerkennung schaffen. Ganz klar würden lediglich jene Personen durch außerfamiliäre Instanzen unterstützt, die die Sachleistung oder die Kombination von Geld- und Sachleistung wählen. Die nur Geldleistungen beziehen, haben eine familiäre Pflegeperson (meist Ehepartner oder auch Tochter/Schwiegertochter), deren Tätigkeit durch die Geldleistung einen Ausgleich und Anerkennung erfährt. Man weiß aber nicht, ob in diesen Fällen eine darüber hinausgehende, tatsächliche Entlastung der Pflegeperson stattfindet, da unbekannt ist, ob die Geldleistung für selbstorganisierte Pflegepersonen verwendet wird (vgl. Runde u.a. 1996: 82). Folglich stellt sich auch mit der Pflegeversicherung weiter die Frage nach der geringen Nutzung von ambulanten Pflege-Diensten, die ja angesichts hoher Belastung nötig scheint.

Mit der Anerkennung der Pflegezeiten in der Rentenversicherung enthält die Pflegeversicherung eine weitere Regelungen, die für den Hilfeaustausch zwischen den Generationen relevant ist, indem nun die Versorgungstätigkeit der Tochtergeneration auch zu sozialer Absicherung führt, wenn diese auch wegen der geringen Beiträge eher partiell sein dürfte. Auch andere Leistungen wie die Bezuschussung von Tagespflege oder von Kurzzeitpflege, die bei Urlaub und Krankheit der Pflegeperson oder in Krisensituationen gewährt wird, dürften relevante Maßnahmen sein, die die familiäre Hilfe und Pflege durch die mittlere Generationen erleichtern. Diese schon zuvor bestehenden Angebote sind durch die neuen Finanzierungsmodi der Pflegeversicherung leichter zugänglich gemacht worden (zum Beispiel werden die Kosten für professionell ausgeübte Kurzzeitpflege bei Krankheit oder Urlaub der Pflegeperson bis zu 2800 DM im Jahr übernommen; die durch „Laien“ ausgeübte Ersatzpflege wir finanziell geringer honoriert). Ob sie jedoch die Entscheidung für oder gegen die familiäre Pflege eines Elternteiles beeinflussen, ist nicht bekannt. Bezüglich der zahlreichen weiteren Einzelmaßnahmen der Pflegeversicherung zur Erleichterung häuslicher Pflege (Beratung und Wohnungsumbaumaßnahmen, Versorgung mit Pflegehilfsmitteln etc.) ist ähnliches zu sagen: sie dürften mit zur Erleichterung und Zugänglichkeit von familienexternen Hilfen beitragen.

6.3.3 Andere außerfamiliäre Unterstützungsformen: Nachbarschaftshilfe, ehrenamtliche Helfer

Wegen des bereits heute großen Umfangs an familiärer Unterstützung bei Pflegebedürftigkeit und der Grenzen der professionellen und sozialstaatlich finanzierten Auffangnetze bei Pflegebedarf wird diskutiert, verstärkt andere sogenannte informelle, also nicht professionell arbeitende und bezahlte, Helfer zu mobilisieren. Das traditionelle Ehrenamt und die Nachbar-

schaftshilfe kommen der Sozialpolitik dabei in den Blick, wie auch versucht wird neue Formen der Unterstützung zu entwickeln, etwa Senioren-Genossenschaften, die auf dem Prinzip der Einbindung der Älteren selbst in Hilfeformen beruhen. Auch Senioren-Wohngemeinschaften wären hierzu nennen, bei denen vorgesehen ist, daß in Bedarfsfällen die Gemeinschaft – in gewissen Grenzen! – einspringt. Alte Menschen sollen mit der Verrentung nicht nur entpflichtet, sondern eingebunden werden in neue, gesellschaftlich wichtige Tätigkeiten. Damit handelt es sich insgesamt um Maßnahmen, die nicht mehr auf die Unterstützung zwischen den Generationen setzen, sondern auf die innerhalb der Altengeneration. Diesen neuen Maßnahmen und Formen kommunaler Sozialpolitik ist gemeinsam, daß sie nicht spezifisch für die Pflegebedürftigkeit vorgesehen sind und daß man in der Tat fragen muß, wie weit diese im Falle von Pflegebedarf reichen. So wichtig diese informellen Formen der Unterstützung sind bei den „normalen“ Alltagshilfen und für die kommunikative Integration Älterer, so wenig kann von diesen Netzwerkbeziehungen und Hilfeformen erwartet werden, langfristigen und umfangreichen Hilfe- und Pflegebedarf abzudecken. Die informellen außerfamiliären Unterstützungsformen haben eher flankierende Funktionen. Sie können nicht die fachlich kompetente Pflege ersetzen.

Wie schon bei der Beschreibung des Hilfeaustausches der älteren und der mittleren Generation in Kapitel 5 deutlich wurde, spielen die Nachbarn keine wesentliche Rolle bei der Bewältigung von Krankheit und anderen Notsituationen. Auch bezüglich der Freundschaftsbeziehungen wurde sichtbar, daß sie zwar für den emotionalen Austausch sehr wichtig sind, aber „handfeste“ Hilfeerwartung eher nicht an sie gerichtet werden. Es gibt gewisse Regeln der „Arbeitsteilung“ zwischen den Akteuren im Hilfenetz, die verletzt würden, dächte man den Nachbarn oder Freunden die Versorgung bei Krankheit oder Pflegebedarf zu. Diese ist, soweit dies wegen der Beziehungsqualität oder der Erwerbstätigkeit etc. überhaupt möglich ist, Sache der familialen Nahbeziehung.

Auch neue Modelle der außerfamiliären, aber intergenerativen Unterstützung sind vorsichtig zu beurteilen bezüglich der Ansprüche, die man an sie stellen darf, und bezüglich der Reichweite. So wollen Modelle des generationenübergreifenden Wohnens es ermöglichen, daß jenseits von Familie Kontakte zwischen den Generationen entstehen, und ggf. wechselseitige Hilfe möglich ist. Abgesehen von der Frage der Umzugsbereitschaft im Alter, haben solche Modelle sicher eine positive Funktion für die punktuelle Aushilfe. An sie kann aber nicht die Erwartung gerichtet werden, bei Pflegebedarf dauerhaft, umfangreiche Hilfe zu leisten.

7. Von der offenen Altenhilfe zur Generationenarbeit

7.1 Grundlagen der Altenarbeit

7.1.1 Gesetzliche Grundlagen und Ausgestaltung der Altenhilfe

Die *Altenhilfe* (s. Voges 1996: Kap. 8, 9) beruht auf § 75 des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG vom 30. Juni 1961 – BGBl. I S. 815 – in der Fassung der Bekanntmachung vom 23. März 1994 – BGBl. I S. 646), der folgendermaßen lautet:

> *„(1) Alten Menschen soll außer der Hilfe nach den übrigen Bestimmungen dieses Gesetzes Altenhilfe gewährt werden. Sie soll dazu beitragen, Schwierigkeiten, die durch das Alter entstehen, zu verhüten, zu überwinden oder zu mildern und alten Menschen die Möglichkeit zu erhalten, am Leben in der Gemeinschaft teilzunehmen.*
>
> *(2) Als Maßnahmen der Hilfe kommen vor allem in Betracht:*
> *1. Hilfe bei der Beschaffung und zur Erhaltung einer Wohnung, die den Bedürfnissen des alten Menschen entspricht,*
> *2. Hilfe in allen Fragen der Aufnahme in eine Einrichtung, die der Betreuung alter Menschen dient, insbesondere bei der Beschaffung eines geeigneten Heimplatzes,*
> *3. Hilfe in allen Fragen der Inanspruchnahme altersgerechter Dienste,*
> *4. Hilfe zum Besuch von Veranstaltungen oder Einrichtungen, die der Geselligkeit, der Unterhaltung, der Bildung oder den kulturellen Bedürfnissen alter Menschen dienen,*
> *5. Hilfe, die alten Menschen die Verbindung mit nahestehenden Personen ermöglicht,*
> *6. Hilfe zu einer Betätigung, wenn sie vom alten Menschen gewünscht wird.*
>
> *(3) Hilfe nach Absatz 1 soll auch gewährt werden, wenn sie der Vorbereitung auf das Alter dient.*
>
> *(4) Altenhilfe soll ohne Rücksicht auf vorhandenes Einkommen oder Vermögen gewährt werden, soweit im Einzelfall persönliche Hilfe erforderlich ist.“*

Die Altenhilfe setzt an altersbedingten Schwierigkeiten an. Obwohl Altsein im Gesetz nicht definiert ist, hat sich die Praxis bislang an der Altersgrenze von 65 Jahren orientiert.

Aufgrund der Notwendigkeit, vorrangig kranken und gebrechlichen alten Menschen helfen zu müssen, konzentrierte sich die Altenhilfe und auch die altenhilfepolitische Diskussion auf die Fragen der medizinischen, paramedizinischen und sozialpflegerischen Versorgung sowie allen anderen Bereichen, bei denen altersbedingte Einschränkungen behandelt werden. Dies gilt für alle Angebote der stationären und teilstationären Altenhilfe (Voges 1996: 143—154) und die sozialpflegerischen Dienste (BMFSFJ 1996a: 210-214). Letztere zählen zusammen mit Einrichtungen wie Altentagesstätten oder Altenclubs zu den Angebotsformen der offenen Altenhilfe.

Neben der Gesundheitsversorgung umfaßt die Altenhilfe noch die Lebenshilfe (Beratung, technische Hilfen wie Essen auf Rädern, mitmenschliche Hilfe wie Besuchsdienste), die Freizeitgestaltung (Erholung, Sport, Geselligkeit, Hobbies) und Wohnangebote für alte Menschen.

Für die Zwecke dieses Berichts, der sich im wesentlichen mit Generationenbeziehungen befaßt, werden die Leistungen der medizinischen und pflegerischen Versorgung ausgeklammert.

Auch die Leistungen der stationären und teilstationären Altenhilfe wie Altenwohn- und Altenpflegeheime, Tagespflegeheime oder Altenbetreuungszentren sind nur von begrenzter Bedeutung für die hier behandelte Thematik, wobei nicht in Abrede gestellt werden soll, daß auch in diesen Bereichen generationenbezogene Arbeit geleistet wird.

Angehörigenarbeit

In diesem Zusammenhang ist vor allem die *Angehörigenarbeit* (BMFSFJ 1996a: 217f) zu nennen. Vor allem zur Unterstützung pflegender Angehöriger, die unter zahlreichen psychischen und körperlichen Belastungen stehen, sind solche Angebote verstärkt entwickelt worden (Fischer/Rohde/Tewes 1995). Neben der Betreuung von Pflegenden durch Fachkräfte im Rahmen der ambulanten Versorgung von Pflegebedürftigen haben sich auch verstärkte Kooperationen zwischen Pflegediensten und Hausärzten, Selbsthilfegruppen für pflegende Angehörige und eine Verstärkung der Angehörigenarbeit im Rahmen der stationären Versorgung als Ansätze herausgebildet.

Darüber hinaus setzen andere Projekte bei der Entlastung der Pflegenden an; hier sind Ansätze zu nennen, die unter dem Begriff der Pflegepartnerschaft firmieren (in Bayern u.a. in Schweinfurt, Essenbach, Bad Neustadt; StMAS 1999: 54ff).

Altenhilfeplanung

Ein weiterer Bereich, der für die Weiterentwicklung der Altenhilfe zu einer umfassenden Generationenarbeit wesentlich ist, ist die Altenhilfeplanung (Backes 1997: 342-345). Kommunale Altenhilfenplanung hat die Aufgabe, durch Sammlung und Auswertung von Grunddaten zur Entwicklung von Bevölkerungsgruppen und ihren Bedarfssituationen politische Konsequenzen im Sinne einer Voraussicht auf zukünftige Entwicklungen und den adequaten Umgang damit zu formulieren. Zunehmend werden an dieses Instrument verstärkte Anforderungen gestellt, mögliche Probleme vorausschauend zu beschreiben, unterschiedliche Angebote besser zu vernetzen und Qualitätssicherung dieser Angebote voranzutreiben.

Hierbei stellt auch eine Rolle, daß Angebote der Altenhilfe (wie auch in anderen Bereichen) vor allem durch die Verbände der freien Wohlfahrtspflege erstellt werden, die entsprechend des Subsidiaritätsprinzips vorrangig initiativ und gefördert werden sollen. Die Hauptträger der Altenhilfe sind somit die Arbeiterwohlfahrt (AWO), das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche Deutschlands (Diakonie), das Deutsche Rote Kreuz (DRK) der Deutsche Caritasverband (Caritas), der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband (DPWV) und die Zentrale der Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST). Daneben haben sich zunehmend auch gewerbliche Einrichtungen etabliert; der Anbietermarkt ist in Bewegung geraten (BMFSFJ 1996a: 209f).

Immer wieder wird auf Kooperationsprobleme zwischen den einzelnen Trägern und Einrichtungen und die daraus folgende Notwendigkeit der Vernetzung der Angebote im Sinne einer bedarfsgerechten Versorgung der Bevölkerung hingewiesen (Voges 1996: 170). Unabhängig von einer spezifischen generationenbezogenen Zielsetzung als Aufgabe der Altenhilfenplanung stellt sich für diese aufgrund des beschriebenen Alterstrukturwandels (siehe Kapitel 1)

die Notwendigkeit, verstärkt präventive Angebote zu entwickeln und auf die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit alter Menschen gezielt hinzuwirken.

7.1.2 Prävention und Selbständigkeit als Zielsetzungen der Altenarbeit

Angebote der Alten*arbeit* lassen sich im Vergleich zu solchen der Alten*hilfe,* die stärker problembezogen sind, durch ihre Präventionszielsetzung charakterisieren. Altenarbeit ist somit eher (wenn auch nicht ausschließlich) in der Form offener Angebote zu finden. Diese Formen der Altenarbeit bilden auch den Ausgangspunkt der Angebote der Generationenarbeit, die Lebensalter-übergreifend angelegt ist. Da aufgrund der Themenstellung die im engeren Sinne gesundheitsbezogenen Dienstleistungen nicht Gegenstand dieses Berichts sind, verbleiben die Bereiche Wohnen, Lebenshilfe und Freizeitgestaltung. Der Bereich Wohnen wird in Abschnitt 7.4 behandelt.

Der Übergang zwischen Angeboten, die an altersbedingten Einschränkungen oder pflegerischen Aufgaben anknüpfen, und präventiven Angeboten ist fließend. Das gegenwärtige Spektrum reicht von ambulanter Alten- und Krankenpflege, Altenberatung, Mahlzeitendiensten, Besuchsdiensten, bis zur Altenerholung, den Altentagesstätten, -zentren, -clubs (Voges 1996: 135-167). Häufig sind es weniger die *Tätigkeitsbereiche*, die für die Zuordnung zur präventiven Altenarbeit wesentlich sind.

Präventive Altenarbeit zeichnet sich vor allem durch besondere *Arbeitsformen* aus (Voges 1996: Kap. 9). Neben der Einzelfallhilfe, die in therapeutischen und sozialpflegerischen Diensten dominiert, sind für die Präventionszielsetzung vor allem folgende Formen von Bedeutung:[26]

- Gruppenarbeit: Die Teilnehmer erlangen dadurch persönliche Anerkennung und lernen die Sichtweisen anderer Personen kennen.
- Gemeinwesenarbeit: Durch die Zusammenarbeit von Behörden, freien Trägern und Betroffenen im Sinne eines sozialräumlichen .Ansatzes schließt die Altenarbeit effektiv an der Lebenswelt der alten Menschen an.
- Selbsthilfegruppen: Sie beruhen auf der Annahme, daß die Teilnehmer prinzipiell über genügend eigene Kompetenz verfügen und dieses Potential durch die Gruppe gestärkt werden kann.
- Nachbarschaftshilfe: Dieses Angebot kombiniert Formen der Selbsthilfegruppen und Gemeinwesenarbeit.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sowohl im Rahmen von Ansätzen der Altenhilfe und Altenarbeit, die schon länger existieren (Altenclubs, Sozialstationen o.ä.), als auch in anderen Bereichen Angebotsformen entstanden sind, die stärker auf die Prävention altersbedingter Probleme und die Ermöglichung selbständiger Lebensführung abzielen.

---

[26] An dieser Stelle wären auch Wohngemeinschaften zu nennen, die unter dem Punkt 7.4.2 diskutiert werden.

7.1.3 Von der Altenarbeit zur Generationenarbeit

In diesem Bericht wurde durchgängig eine Sichtweise vertreten, bei der die unterschiedlichen Generationen in ihren wechselseitigen Beziehungen wahrgenommen werden. Der Mensch lebt nie vereinzelt, sondern in Beziehungen, und die Zugehörigkeit zu Altersgruppen spielt sowohl in der Familie als auch in der Gesellschaft eine besondere Rolle für die eigene Identität. Einer der Gründe für unsere Forderung, in der Altenarbeit besonderes Augenmerk auf das Generationenverhältnis zu legen, liegt in der öffentlichen Diskussion, die sich diesem Thema angenommen hat. Dabei dominieren Schreckensszenarien und Horrorvisionen. Beliebte Schlagworte sind „Altenlast", „Altersexplosion" (Mohl 1993), „Krieg der Jungen gegen die Alten" (Gronemeyer 1989), „Streit der Generationen" (Rosenmayr 1992) oder „Krieg der Generationen" (Wolf 1990). Ein kürzlich erschienenes Heft von „Spiegel special" (Nr. 2 1999) beschrieb diese Stimmungslage unter dem Titel „Generationen im Konflikt: Jung gegen Alt". Wie der Bericht gezeigt hat, besteht jedoch zwischen der öffentlichen Stilisierung und dem tatsächlichen Miteinander der Generationen eine große Kluft. Im Alltag wie in den Ergebnissen vieler sozialwissenschaftlicher Untersuchungen läßt sich erkennen, daß die Mitglieder der Generationen sich in vielfältiger Weise umeinander bemühen und gegenseitig helfen.

Dennoch zeigt die öffentliche Problematisierung, daß gegenwärtig Entwicklungen im Gang sind, die das Generationenverhältnis nachhaltig beeinflussen. Diese Entwicklungen stellen Herausforderungen für die Altenarbeit dar. Insbesondere sind hier zu nennen:

- *Demographische Entwicklung*: Zum einen werden die Menschen durchschnittlich immer älter, zum anderen ist die durchschnittliche Kinderzahl auf ein niedriges Niveau gesunken (siehe Kap. 1). Das hat Auswirkungen auf familiale Generationenbeziehungen. Aus der Sicht der jeweils jüngeren Generation dauern sie zunehmend länger. Aus der Sicht der älteren Generation gibt es bei sinkender Kinderzahl weniger Personen in den jüngeren Generationen. Altenarbeit erweitert sich daher in zwei Richtungen. Sie behandelt erstens nicht mehr nur eine kurze Phase am Ende des Lebens, sondern ein eigenes Lebensalter, in dem insbesondere die Generationen lernen, unter den veränderten Bedingungen miteinander auszukommen. Altenarbeit schafft zweitens verstärkt Anlässe und Kontaktmöglichkeiten für die Beziehungen zwischen Generationen in der Gesellschaft angesichts der spärlicher werdenden Zahl von Generationenbeziehungen in der Familie.
- *Altersstrukturwandel*: Alte Menschen waren nie und sind auch heute nicht eine homogene Bevölkerungsgruppe. Mit den Geburtsjahrgängen, die in den letzten Jahren zur Gruppe der älteren stießen, ergaben sich auch neuartige Entwicklungen. Diese Personen sind durchschnittlich jünger (siehe Kap. 2.2) und weisen vielfältigere Lebensstile auf (siehe Kap. 2.3). Altern ist heute ein Prozeß, der noch stärker als früher individualisiert ist, wodurch auch die Beziehungen zu den jüngeren Generationen vielfältiger werden.
- *Mobilität*: Auch die heutige mittlere Generation hat sich in ihren Lebensbedingungen vervielfältigt (siehe Kap. 3). Insbesondere die Stellung der Frauen hat sich verändert, die zunehmend höher qualifiziert und verstärkt erwerbstätig sind. Die wachsende räumliche Mobilität macht direkte Kontakte zwischen den Generationen spärlicher, wobei diese durch indirekte Formen (Telefon o.ä.) ergänzt werden kann. Von der sozialen Stellung

her unterscheiden sich jüngere Generationen von den älteren durch Aufstieg (oder auch in geringem Maße Abstiegsprozesse).

- *Kontakte und Unterstützung*: Generationen sind immer noch auf der psychologischen Ebene von einer großen Nähe zwischen unterschiedlichen Generationen geprägt. Kontakte und Hilfeleistungen sind weitverbreitet (siehe Kap. 4 und 5). Dennoch ergeben sich durch die Entwicklungen neuartige Anforderungen, denen sich die Generationen stellen müssen.
- *Hilfe- und Pflegebedürftigkeit*: Dabei ist auch nicht zu verkennen, daß zumindest ein gewisser Teil der alten Menschen, vor allem die sog. „Hochbetagten", die ein verstärktes Risiko der Gebrechlichkeit haben, auf soziale, emotionale und pflegerische Unterstützung durch die jüngere Generation angewiesen sind (Kap. 6).

Die Veränderung gesellschaftlicher, kultureller, sozialstruktureller, psychologischer und gesundheitlicher Bedingungen der unterschiedlichen Generationen wirken sich nicht generell negativ auf ihre Beziehungen aus. Aber der Wandel ist so einschneidend, die unterschiedlichen Anforderungen so vielfältig, daß die Vertreter vor allem der mittleren und der älteren Generation einen verstärkten Orientierungsbedarf hinsichtlich der Gestaltung ihrer Generationenbeziehung aufweisen. Auch zur Stärkung des Selbsthilfepotentials, im Hinblick auf die präventive Zielsetzung und zur Förderung einer selbständigen Lebensführung wird es daher notwendig sein, heute vorhandene Formen der Altenhilfe Zug um Zug nicht nur in Richtung einer präventiv wirkenden Altenarbeit, sondern auch in Richtung einer an den sozialen Beziehungen der Menschen ansetzenden Generationenarbeit weiterzuentwickeln.

7.2 Bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen

7.2.1 Vom Ehrenamt zum bürgerschaftlichen Engagement

Früher war es üblich, Formen des freiwilligen sozialen Engagements als „Ehrenamt" zu bezeichnen. Hier hat ein Begriffswandel stattgefunden. Man spricht heute von dem „neuen Ehrenamt" (Sommer 1998), der Freiwilligenarbeit oder dem bürgerschaftlichen Engagement.

Verschiedene Entwicklungen spiegeln sich in diesem Wandel. Das Ehrenamt wird nicht mehr in Abhängigkeit vom Hauptamt, also den hauptamtlichen Kräften in einer Einrichtung, gesehen. Freiwilliges Engagement ist ein selbstverständlicher Bestandteil einer Bürgergesellschaft. Mündige Bürger verstehen sich dabei weniger als Teil einer Hierarchie oder eines übergreifenden Organisationskomplexes von Trägern und Einrichtungen, sondern als Urheber eines gesellschaftlich bedeutsamen Leistungspotentials. Gerade für alte Menschen, die nach einem längeren Berufs- und Familienleben ihre Position in der Gesellschaft selbstbewußt vertreten, ist dieser Bedeutungswandel wesentlich.

Verschiedentlich wurde behauptet, es gäbe eine Abnahme der Bereitschaft zu bürgerschaftlichem Engagement. Teilweise wird angeführt, die zunehmende Individualisierung, d.h. die Höherschätzung von ichbezogenen Selbstentfaltungswerten, ließe das soziale Engagement in den Hintergrund treten. Auch die zunehmende Professionalisierung sozialer Einrichtungen und Dienste wird als Beleg ins Feld geführt. Ehrenamtlich Tätige seien nicht so sehr wie die

„Profis“ in der Lage soziale Leistungen zu erbringen, wie sie heute als Standard vorausgesetzt werden.

Ein durchgängiger Trend zu weniger sozialem Engagement hat sich jedoch nicht nachweisen lassen. Die angeführten Gründe sind nicht ganz schlüssig. Gerade Selbstentfaltungswerte stehen nicht im Gegensatz zu sozialem Engagement; sie bedingen einander. Die Möglichkeit, sich für andere einzusetzen, ist ein wichtiges Element des modernen Verständnisses der Selbstentfaltung und Individualität. Auch haben die praktischen Erfahrungen in der konkreten Zusammenarbeit zwischen „Professionellen“ und Ehrenamtlichen gezeigt, daß vielfach ein Miteinander möglich ist und sich die unterschiedlichen Perspektiven wechselseitig befruchten.

In einer neueren Untersuchung konnte dementsprechend auch gezeigt werden, daß gerade im Bereich der sog. „Neuen Alten“, also der eher jüngeren, besser qualifizierten Menschen, die jetzt in die späteren Altersphasen eintreten, ein Potential für bürgerschaftliches Engagement steckt. Die 60- bis 69jährigen Frauen mit mittlerer und höherer Bildung sind hier der Spitzenreiter; sie sagen zu 81%, daß sie sich für ehrenamtliches Engagement gebraucht fühlen (Ueltzhöffer 1999: 48f).

Wenn man nach den Bereichen fragt, in denen der einzelne einen nützlichen Beitrag meint leisten zu können (Ueltzhöffer 1999: 50ff), so nennen die Frauen an den ersten fünf Stellen Altenpflege/-betreuung, Kinderbetreuung, Nachbarschaftshilfe, kirchliche Einrichtungen und Jugendarbeit; bei den Männern ergibt sich eine ähnliche Verteilung, wobei das Engagement in einem Sportverein oder der Feuerwehr/THW unter den ersten fünf rangiert. Bezeichnend ist, daß sowohl die 15- bis 20jährigen als auch die 60- bis 69jährigen Befragten die Altenpflege/-betreuung als Aktivitätsfeld an die erste Stelle setzen. Andere generationsbezogene Felder wie Kinderbetreuung und Jugendarbeit sind auch prominent vertreten.

Die meisten Befragten sehen also in generationsübergreifenden Aktivitäten ein wichtiges Betätigungsfeld im bürgerschaftlichen Engagement. Dies läßt sich auch daran ablesen, daß es wenig Ablehnung anderer Altersgruppen bei der Frage gibt, ob und in wieweit man bereit wäre, mit diesen im Rahmen solcher Bürgeraktivitäten zusammenzuarbeiten (Ueltzhöffer 1999: 55ff). Daß auch auf dem Hintergrund von Selbstentfaltungswerten ehrenamtliche Tätigkeiten einen Gewinn für den Einzelnen darstellen, läßt sich an den Erwartungen ablesen, die die meisten Befragten daran richten. Vorrangig werden genannt, das Gefühl zu bekommen, akzeptiert zu werden, anderen Menschen zu helfen und Spaß bei der Arbeit zu haben, wobei die über 60jährigen an dritter Stelle das Gefühl, gebraucht zu werden, nennen (Ueltzhöffer 1999: 63ff).

Zwei Dinge lassen sich hier festhalten: 1. Die Bereitschaft zu freiwilligem sozialen Engagement ist hoch, gerade auch unter der älteren Bevölkerung. 2. Die generationsübergreifende Arbeit ist ein wichtiges Feld für das bürgerschaftliche Engagement.

Mit dem Eintritt neuer Gruppen, der „Neuen Alten“, in das bürgerschaftliche Engagement stellen sich jedoch auch eine Reihe von Anforderungen und Ansprüchen. Insbesondere die höherqualifizierten Bürgerinnen und Bürger erwarten von ihrer freiwilligen sozialen Tätigkeit weniger die Einordnung in ein festgefügtes Schema, denn die Möglichkeit zu einer selbstbe-

wußten, aktiven und engagierten Gestaltung. Daher sind eine Reihe von Kriterien entwickelt worden, die das „*neue* Ehrenamt“ kennzeichnen (Sommer 1998: 18f):

- Mitverantwortung und Teilhabe
- Zeitautonomie und –flexibilität
- Engagement, das an den Interessen der Freiwilligen ansetzt
- Gemeinschaftsbezug
- das Vorhandensein von Voraussetzungen wie Anleitung und Arbeitsplätze
- Anreize und Gratifikationen.

Vor allem die Bewegung zur Schaffung von Seniorenbüros hat diese Ansätze aufgegriffen, um für die wachsende Zahl der älteren Menschen befriedigende Felder des bürgerschaftlichen Engagements zu schaffen.

7.2.2 Seniorenbüros und Seniorenvertretungen

Eine besondere Form des ehrenamtlichen Engagements alter Menschen stellen die in den letzten Jahren entstandenen Seniorenbüros dar. Zusammen mit und parallel zu den ebenfalls in vielen Kommunen entstandenen Seniorenvertretungen (Seniorenbeiräte, Seniorenräte) stellen sie ein Betätigungsfeld dar, das auf die besonderen Interessen der alten Menschen abgestimmt und auf die Durchsetzung diesbezüglicher Belange in der Kommune hin ausgerichtet ist (Zimmermann 1998).

Dabei haben die Erfahrungen gezeigt, daß die Engagementbereitschaft älterer Menschen sehr stark von ihrer Interessenlage abhängt. Seniorenbüros wurden wegen der besonderen Interessen alter Menschen gegründet. Aber es zeigte sich auch, daß alte Menschen sehr unterschiedliche Vorstellungen haben. Um hypothetische Beispiele zu nennen: Eine Frau am Ende ihrer Familienphase im Alter von ca. 55 Jahren, mit dem Wunsch beruflich wieder einzusteigen, unterscheidet sich von einem vorzeitig in Rente gegangenen berufsorientierten Mann, der nur unwesentlich älter sein kann, erheblich. Dies hat dazu geführt, Seniorenbüros so anzulegen, daß sie diesen unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung tragen können, d.h. offen sind für die Initiative derjenigen, die bereit sind, sich darin zu engagieren.

Aufgrund der Ausstrahlung der Seniorenbüros in die Kommune gibt es regelmäßig auch eine intensive Zusammenarbeit mit den Seniorenvertretungen (Thomas 1998). So unterhalten Seniorenbeiräte Geschäftsstellen im Seniorenbüro. Es gibt eine Zusammenarbeit bei der Erstellung von Vorschlägen für Altenpläne oder der Durchführung von Veranstaltungen. Auf Bundesebene haben Seniorenbüros durch das Seniorenministerium gefördertes Modellprojekt (vgl. BMFSFJ 1998d) und die Gründung einer Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros (BAS) Aufmerksamkeit gewonnen (Kluge/Kricheldorff 1998).

Ein wichtiger Punkt bei der Entstehung der Seniorenbüros stellt die Zusammenarbeit zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen dar. Ältere Menschen bringen nicht nur ihr soziales Engagement, sondern auch ihre berufliche Kompetenz in der Leitung und Verwaltung des Seniorenbüros ein. Daraus können sich Kompetenzkonflikte und Mißverständnisse ergeben,

die zu einer besonderen Aufmerksamkeit für diese Frage der Zusammenarbeit geführt haben (Claussen 1998, Baars/Krampitz 1998, Appel 1998). Unbestritten ist bei dieser Diskussion, daß es ein zweigliedriges System in Hauptamtliche und Nebenamtliche geben muß und man auf keine der beiden Seiten verzichten kann. Als wesentlich werde zur Verbesserung der Zusammenarbeit die Klärung der Aufgaben und der äußeren Rahmenbedingungen (Stiehr/Schumacher 1998) und eine regelmäßige Fortbildung der ehrenamtlichen Mitarbeiter (Helmbrecht 1998) gesehen.

7.3 Generationsübergreifende Projekte

Viele Initiativen und Angebote, die sich aus dem engeren Bereich der Altenarbeit heraus entwickelt haben, zielen darauf ab, daß Generationen miteinander in Kontakt kommen. Zum einen geht es um den Dialog der Generationen, zum anderen um den praktischen Austausch im Sinne von Hilfeleistungen und gemeinsamen Arbeiten, wobei der Übergang fließend ist.

Vor allem aus der Sicht der Altenarbeit gibt es einen besonderen Bedarf für Projekte des generationsübergreifenden Dialogs. Mit dem Alternsprozeß ist auch eine Abnahme von generationsübergreifenden Kontakten verbunden. Diese finden im mittleren Lebensalter häufig am Arbeitsplatz und in der Familie statt. Mit dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben und dem Älterwerden der Familie werden diese Kontakte spärlicher. Aber auch die oben genannten demographischen Entwicklungen, insbesondere der Rückgang der Geburten, macht es sinnvoll, daß der Generationendialog in der Gesellschaft gefördert wird.

Auch der praktische Austausch und das gemeinsame Arbeiten sind Gegenstand vieler Jung-Alt-Projekte. Ohne die Generationen auf eine Rolle festlegen zu wollen, können ältere Menschen vor allem ihre Lebenserfahrung, ihr Wissen und ihre Reife einbringen, jüngere Menschen eher Anregungen und Impulse. Das Beispiel des Umgangs mit Computern zeigt jedoch auch, daß auch alte Menschen von jüngeren lernen können. Aus der Sicht der Altenarbeit ergibt sich aus der Möglichkeit, das Erfahrungswissen alter Menschen auch über die Grenze der Verrentung hinaus zu nützen und im Sinne eines aktiven, bürgerschaftlichen Engagements in die Gesellschaft einfließen zu lassen, eine neuartige Vorstellung des „Ruhestands“ (vgl. Müller 1996: insbes. 82).

Die Zahl und Eigenart dieser generationsübergreifenden Projekte ist in diesem Bericht nur schwer beschreibbar. Das Seniorenamt Nürnberg hat im Rahmen des kommunalen Schwerpunktprojekts „Alt und Jung“ allein 50 Projektideen zu diesem Thema gesammelt. Im Rahmen des Projektvorhabens „Dialog der Generationen“ wurden eine Vielzahl von Initiativen gefördert bzw. begleitet (BMFSFJ 1998a). Auch die Ideenbörse „Innovative Altenarbeit“ des Bayerischen Arbeits- und Sozialministeriums dokumentiert das ganze Spektrum der generationsübergreifenden Projekte (StMAS 1999).

Beispielhaft sollen eine Reihe von Themen und Initiativen genannt werden. Im Bereich des generationsübergreifenden Gesprächs haben sich seit einiger Zeit sog. „Erzählcafés“, „Lesecafés“, Interessens- oder Wissensbörsen etabliert (Ernst 1998). Das Prinzip der Erzählcafés beruht auf der Überlegung, daß ältere Menschen Zeitzeugen vergangener Ereignisse sind, die sie lebendig an jüngere Generationen weitergeben können, so in dem Projekt „Als die Bun-

desrepublik laufen lernte“ der Evangelischen Begegnungsstätte Bayreuth. Erfahrungen mit diesen Initiativen (Krampitz 1998, Gieschler 1996) zeigen jedoch auch, daß es einiger Bemühungen bedarf, mit den unterschiedlichen Erwartungen an diese Erzählcafés umzugehen. Z.B. muß geklärt werden, wie dauerhaft ihre Einrichtung sein soll, wie eine Moderation gestaltet sein kann und wer die Adressaten sein sollen.

Im Bereich der eher arbeitsbezogenen generationsübergreifenden Projekte lassen sich ebenso eine Bandbreite unterschiedlicher Initiativen nennen. Einige Angebote zielen darauf ab, Hilfeleistungen, von älteren Menschen, die als Paten für jüngere Arbeitssuchende fungieren, zu organisieren (so die Initiativen „Arbeit für Nachbarn“ oder „Brückenbauen“, beide in Augsburg). Vor allem qualifiziertere ältere Ruheständler stellen ihr Wissen jüngeren Personen beratend zur Verfügung, wie dies die Bayerischen Aktivsenioren organisieren. Daneben können die Angebote von Initiativen wie „Oma-Opa-Dienst“ oder „Leih-Oma“, bis hin zu Interessen- und Freizeitgruppen oder Kreativwerkstätten (Kricheldorff 1998) reichen.

Die Fülle der Initiativen ist kaum beschreibbar. Dabei muß man sich vergegenwärtigen, daß auch im Rahmen der Angehörigenarbeit, in Seniorenbegegnungsstätten und –büros, durch Seniorenbeiräte, in (teilweise ausdrücklich oder auch nicht generationenübergeifend organisierten) Theaterprojekten Dialog und Zusammenarbeit über die Generationsgrenzen hinaus stattfindet.

Es gibt zwei Gesichtspunkte, die wichtig für das Gelingen solcher Projekte sind. Die Dialogfähigkeit oder auch die Kultur der Kommunikation im Sinne der Kompetenz, miteinander zu reden und umzugehen, muß in diesen Projekten entwickelt werden (BMFSFJ 1998a: 105ff, 109ff). Beim Austausch von Arbeiten und Dienstleistungen ist der Gerechtigkeitsgesichtspunkt wichtig; d.h. die einzelnen Beiträge müssen fair gewichtet werden und in Form von „Zeitgutscheinen“, Geld oder anderen Austauschmitteln, wie sie im Bereich der genossenschaftlicher Organisationen diskutiert werden, festgehalten werden.

7.4 Mehrgenerationen-Wohnen

7.4.1 Wohnen im Alter

Wohnbedürfnisse und Wohnformen im Alter stellen sich als sehr vielfältig dar. Sie variieren stark zwischen Individuen, Einkommens- oder Berufsgruppen, Regionen und historischen Lebenserfahrungen. Nur wenige Grundlinien lassen sich feststellen (vgl. auch grundlegend BMFSFJ 1998b).

Wie Kap. 4.1 gezeigt hat, läßt sich für die Mehrzahl alter Menschen zeigen, daß sie nahe bei Verwandten, insbesondere ihren eigenen Kindern leben, gleichzeitig aber sehr auf ihre eigenständige Lebensführung bedacht sind, was sich vor allem in der Aufrechterhaltung eines eigenen Haushaltes ausdrückt. Der Wiener Alternsforscher Leopold Rosenmayr hat dies auf die Formel „Intimität auf Abstand“ gebracht. Dies bedeutet unter anderem auch, daß alte Menschen, die als Einzelpersonen in einem Haushalt leben, dennoch nicht vereinsamt sind, da sie in der Regel über Kontakte zu Personen aus ihrem Netzwerk in ihrer Umgebung verfügen.

Auch für Wohnungswechsel und Wohnungsmobilität läßt sich ein Grundmuster entdecken. Erwachsene Kinder ziehen innerhalb eines gewissen Altersbereichs aus dem elterlichen Haushalt aus; es entsteht dann das sogenannte „leere Nest“ (siehe Kap. 4.3). Dieser Wegzug ist nur in der geringeren Zahl der Fälle einer in weitere Fernen, dies insbesondere jedoch bei höher Qualifizierten. Später kann man im mittleren Alter neben einer Vielzahl beruflich oder privat bedingter Umzüge auch eine Wiederannäherung der Generationen aneinander feststellen (Lauterbach 1998, vgl. auch BMFSFJ 1998b: 197ff, DZA 1998a). Im späteren Alter wiederum gibt es für eine Minderheit die Möglichkeit, aus freiwilligen Stücken noch einmal umzuziehen bzw. altersbedingt in eine spezielle Wohneinrichtung einzutreten.

Dies sind jedoch nur die grundlegenden Trends, die sich unter den besonderen Bedingungen jedes Individuums sehr unterschiedlich gestalten können. Auch im Bereich des Wohnens im Alter haben sich eine Reihe von Vorschlägen entwickelt, die auf ein intensiveres Miteinander der Generationen und eine bessere Bewältigung der altersspezifischen Bedingungen abzielen.

7.4.2 Spezielle Wohnformen für alte Menschen

Je älter Menschen werden, desto häufiger leben sie einerseits in Ein-Personen-Haushalten (insbesondere als verwitwete Frauen), andererseits in Mehrgenerationenhaushalten, insbesondere wenn sich verstärkt Betreuungsaufgaben zeigen. Diese Trends wurden in den letzten Jahren ergänzt durch eine Reihe von Vorschlägen für neuartige Wohnformen, die den besonderen Bedingungen des höheren Lebensalters Rechnung tragen wollen (vgl. den Überblick in DZA 1998a: 112ff).

Zum einen läßt sich eine Bandbreite unterschiedlicher Wohnformen nach dem Grad der Berücksichtigung altersbedinger Schwierigkeiten aufmachen. Dies reicht von dem altersgerechten Wohnen, wie barrierefreien Wohnungen (DZA 1998a: 52ff), über das betreute Wohnen (DZA 1998a: 12ff) bis zu Alten- und Altenpflegeheimen.

Davon lassen sich Wohnformen unterscheiden, die stärker auf den Gesichtspunkt des Zusammenlebens ausgerichtet sind. Wohngemeinschaften können die Form Zusammenlebens alter Menschen annehmen (Voges 1996: 185-187) oder das Zusammenleben mehrerer Generationen fördern (DZA 1998a: 147ff). Für beide Formen gilt, daß sie einen Kompromiß zwischen einem selbstbestimmten und selbständigen Wohnen auf der einen Seite und der gegenseitigen Entlastung der Kosten und Arbeiten im Haushalt auf der anderen Seite darstellen. Sie verlangen aufgrund des dichten Zusammenlebens der Mitglieder einer Wohngemeinschaft eine intensive Abstimmung der gesamten Lebensorganisation und damit auch die verstärkte Anpassungsbereitschaft aller.

In geringerem Maße gilt dies auch für Ansätze des Mehrgenerationenwohnens in einem breiteren Verbund wie es in Neubauprojekten oder Stadtteilinitiativen zu finden ist.

7.4.3 „Wahlfamilien“

Durch den gesamten Bericht hindurch wurde ein Thema angesprochen, das sich besonders deutlich im Bereich Wohnen zeigt. Generationenbeziehungen können sowohl in der Familie als auch in der Gesellschaft gelebt werden. In der Familie beruhen sie in der Regel auf Bluts-

verwandtschaft; die Familienmitglieder haben eine gemeinsame Abstammung und Geschichte, kennen sich seit vielen Jahren und sind durch wechselseitige Verpflichtungen verbunden.

In der Gesellschaft entstehen Generationenbeziehungen regelmäßig dann, wenn Angehörige verschiedener Altersgruppen miteinander Kontakt haben. Hier sind die Beziehungen zunächst lose und stärker von dem eigenen persönlichen Hintergrund, und der besonderen historischen Lebenslage geprägt.

Generationenbeziehungen in der Familie verändern sich durch die im Bericht beschriebenen Entwicklungen. Sie werden sowohl zeitlich länger als auch spärlicher, wobei diese jedoch nur eine Durchschnittsbetrachtung bezeichnet, die in dieser Form nicht für jeden Menschen zutreffen muß. Dennoch ergibt sich daraus ein Bedürfnis, sich stärker mit Generationenbeziehungen auseinanderzusetzen und stärker auch außerhalb der Familie Generationenbeziehungen zu pflegen.

Die hier diskutierte „Generationenarbeit“ hat die Aufgabe, Übergänge zwischen den Lebensaltern zu erleichtern und den Dialog zwischen den Generationen in Familie und Gesellschaft zu fördern. Sofern sich Menschen auch außerhalb ihrer eigenen Familie um die Pflege von Generationenbeziehungen bemühen, entstehen dadurch neuartige Lebenszusammenhänge, die man „Wahlfamilien“ nennen könnte. Dies mag sicherlich nur eine Möglichkeit sein, von der eine Minderheit Gebrauch machen wird. Aber die Möglichkeit schlechthin zeigt bereits, wie stark sich das Generationenverhältnis in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat und noch wandeln wird.

Literatur

Alber, J./Schölkopf, M. (1997): Seniorenpolitik und soziale Lage älterer Menschen. Manuskript, Universität Konstanz.

Allmendinger, J./Brückner, H./Brückner, E. (1991): Arbeitsleben und Lebensarbeitsentlohnung: Zur Entstehung von finanzieller Ungleichheit im Alter. In: Mayer, K. U./Allmendinger J./Huinink J. (Hg.): Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a.M./New York, 423-459.

Alt, C. (1994): Reziprozität von Eltern-Kind-Beziehungen in Mehrgenerationennetzwerken. In: Bien, W. (Hg.): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen, 197-222.

Appel, D. (1998): Die Mitarbeit von Ehrenamtlichen im Seniorenbüro. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 195-202.

Atchley, R.C. (1971): Retirement and leisure participation. Continuity or crisis? In: The Gerontologist 11, 13-17.

Attias-Donfut, C. (1995): Renten und Gerechtigkeit zwischen den Generationen. In: Zeitschrift für Sozialreform, 41, 745-763.

Baars, A./Krampitz, R. (1998): Die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen im Seniorenbüro. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 193-195.

Bäcker, G./Naegele, G. (1993): Geht die Entberuflichung des Alters zu Ende? – Perspektiven einer Neuorganisation der Alterserwerbsarbeit. In: Naegele G./Tews H.P. (Hg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen, 135-157.

Bäcker, G./Stolz-Wittig, B. (1997): Betriebliche Maßnahmen zur Unterstützung pflegender Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Bd. 106.2. Stuttgart/Berlin/Köln.

Backes, G./Clemens, W. (1998): Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Alternsforschung. Weinheim/München.

Baltes, P. B./Mittelstraß, M. (Hg.), 1992: Altern und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin.

Beck, B./Naegele, G./Reichert, M./Dallinger, U. (1997): Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Pflege. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Bd. 106.1. Stuttgart/Berlin/Köln.

Bengston, V.L./Schütze Y. (1992): Altern und Generationenbeziehungen: Aussichten für das kommende Jahrhundert. In: Baltes, P.B./Mittelstraß J. (Hg.), Altern und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, 492-517.

Bien, W. (Hg.), (1994): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen.

Blenkner, M. (1965): Social work and family relations in later life, with some thoughts of filial maturity. In: Shanas E./Streib, G.F. (Hg.): Social structure and the familiy: Generational relations. Englewood Cliffs, 49-59.

BMFuS, o.J.: Bundesministerium für Familie und Senioren. 1. Teilbericht der Sachverständigenkommission zur Erstellung des 1. Altenberichts der Bundesregierung. o.O.

Borchers, A./Miera, S. (1993): Zwischen Enkelbetreuung und Altenpflege. Die mittlere Generation im Spiegel der Netzwerkforschung. Frankfurt a.M./New York.

Bracker, M. u.a. (1988): Die Pflegebereitschaft der Töchter. Zwischen Pflichterfüllung und eigenen Lebensanspüchen. Wiesbaden.

Brody, E. M. (1985): Parent Care as a Normative Family Stress. In: The Gerontologist 25 (1), 19-29.

Bruder, J. (1988): Filiale Reife – ein wichtiges Konzept für die familiäre Versorgung kranker, insbesondere dementer alter Menschen. In: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie 1, 95-101.

Brüderl, L. (1992): Beruf und Familie: Frauen im Spagat zwischen zwei Lebenswelten. In: Brüderl, L./Paetzold, B. (Hg.): Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Weinheim/Basel, 10-34.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (1998a): Dialog der Generationen. Dokumentation der Tagung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend am 30./31. Oktober 1996 im Arbeitnehmerzentrum Königswinter. Bonn.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (1998b): Zweiter Altenbericht. Wohnen im Alter. Bonn.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (1998c): Eine Gesellschaft für alle Lebensalter. Beiträge zum Internationalen Jahr der Senioren 1999. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Band 172. Stuttgart.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (1998d): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Band 11. Bonn.

Claussen, F. (1998): Das Engagement der Älteren in und für Seniorenbüros. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 191-192.

Conrad, C. (1988): Arbeit, Ruhestand und Gerechtigkeit zwischen Generationen 1850-2050. In: Sozialer Fortschritt 37, 217-220.

Cumming, E./Henry, W.E. (1961): Growing old. The process of disengagement. New York.

Dallinger, U. (1996): Pflege und Beruf – ein neuer Vereinbarungskonflikt in der späten Familienphase. Ein Literatur- und Forschungsüberblick. In: Zeitschrift für Familienforschung, 8, 6-42.

Dallinger, U. (1997): Ökonomie der Moral. Konflikt zwischen familiärer Pflege und Beruf aus handlungstheoretischer Perspektive. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.) (1998a): Regionales Altern und Mobilitätsprozesse Älterer. Expertisenband 2 zum zweiten Altenbericht der Bundesregierung. Frankfurt/New York.

Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.) (1998b): Wohnformen älterer Menschen im Wandel. Expertisenband 3 zum zweiten Altenbericht der Bundesregierung. Frankfurt/New York.

Die Zeit, 17.10. 1997: Arme sterben früher. Der Körper antwortet mit Krankheit auf soziale Not.

Dieck, M. (1987): Gewalt gegen ältere Menschen im familialen Kontext – ein Thema der Forschung, der Praxis und der öffentlichen Information. In: Zeitschrift für Gerontologie, 20: 305-313.

Diewald, M. (1993): Hilfebeziehungen und soziale Differenzierung im Alter. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 45, 731-754.

Diewald, M. (1991): Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin.

Diewald, M. (1990): Der Wandel von Lebensformen – eine Entsolidarisierung der Gesellschaft durch Individualisierung? In: Gegenwartskunde 2, 165-176.

Ehmer, J. (1990): Sozialgeschichte des Alters. Frankfurt a.M.

Enquete Kommission „Demographischer Wandel“ (1994): Zwischenbericht „Demographischer Wandel“ – Herausforderung unserer älter werdenden Gesellschaft an den einzelnen und die Politik. Hrsg. Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit. Bonn.

Ernst, H. (1998): Generationsübergreifende Ansätze in den Seniorenbüros. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 216-219.

Faßmann, H. (1996): Institutionelle Hilfsangebote außerhalb der primären ambulanten und stationären medizinischen Versorgung. In: Farny, D. (Hg.), Lebenssituationen älterer Menschen. Berlin, 299-330.

Finch, J./Mason, J. (1991): Obligations of kinship in contemporary Britain: is there normative agreement? In: British Journal of Sociology, 42 (3), 345-367.

Fischer, G./Rohde, J.J./Tewes, U. (1995): Die Situation über 60 Jahre alter Frauen mit einem pflegebedürftigen Ehemann – Schlußbericht zum interdisziplinären Forschungsprojekt. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Band 49. Stuttgart.

Friedrich, K. (1994): Wohnortwechsel im Alter. Aktuelle Ergebnisse geographischer Mobilitätsforschung im vereinten Deutschland. In: Zeitschrift für Gerontologie, 27, 410-418.

Gieschler, S. (1996): ‚Wer die Vergangenheit tötet, tötet die Zukunft‘. Das Erzählcafé am Berliner Wedding. In: Schweppe, C. (Hg.) (1996): Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter. Weinheim/München, 87-106

Gronemeyer, R. (1989): Die Entfernung vom Wolfsrudel. Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten. Düsseldorf:

Grünheid, E./Schulz, R. (1996): Bericht 1996 über die demographische Lage in Deutschland. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 21, 345-439.

Hagestad, G.O. (1989): Familien in einer alternden Gesellschaft: Veränderte Strukturen und Beziehungen. In: Baltes, M.M./Kohli, M./Sames, K. (Hg.): Erfolgreiches Altern. Bedingungen und Variationen. Bern/Stuttgart/Toronto, 42-45.

Halsig, N. (1995): Hauptpflegepersonen in der Familie: eine Analyse ihrer situativen Bedingungen, Belastungen und Hilfsmöglichkeiten. In: Zeitschrift für Gerontopsychologie und Gerontopsychiatrie 4, 247-262.

Hauser, R./Wagner, G. (1992): Altern und soziale Sicherung. In: Baltes, P.B./Mittelstraß J.: Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, 563-580.

Heinze, R.G. u.a. (1997): Neue Wohnung auch im Alter. Folgerungen aus dem demographischen Wandel für Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft. Darmstadt.

Helmbrecht, M. (1998): Fortbildung für ehrenamtliche Mitarbeiter/innen. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 208-211.

Hörl, J. (1986): Betreuungserfahrung und Sozialbeziehungen älterer Menschen. In: Zeitschrift für Gerontologie, 19, 348-354.

Huinink, J. (1989): Ausbildung, Erwerbsbeteiligung von Frauen und Familienbildung im Kohortenvergleich. In: Wagner, G./Ott, N./Hoffmann-Nowotny, H.J. (Hg.): Familienbildung und Erwerbstätigkeit im demographischen Wandel. Berlin u.a., 136-158.

Infratest Sozialforschung (1992): Hilfe- und Pflegebedürftigkeit in privaten Haushalten. Endbericht. München.

Infratest Sozialforschung (1993): Hilfe- und Pflegebedürftige mit Hauptpflegeperson. Sekundäranalyse, Tabellenband. München.

Infratest Sozialforschung/Sinus/Horst Becker (1991): Die Älteren. Zur Lebenssituation der 55- bis 70jährigen. Bonn.

Karl, F./Tokarski, W. (Hg.), (1989): Die neuen Alten. Beiträge der XVII. Jahrestagung der deutschen Gesellschaft für Gerontologie. Kassel.

Kaufmann, F.-X. (1993): Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. In: Lüscher, K./Schultheis, F. (Hg.), Generationenbeziehungen in postmodernen Gesellschaften. Konstanz, 95-110.

Klein, T. (1993): Soziale Determinanten der Lebenserwartung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 45, 712-730.

Klein, T./Braun, U. (1995): Der berufliche Wiedereinstieg von Müttern zwischen abnehmendem Betreuungsaufwand und zunehmender Dequalifizierung. In: Zeitschrift für Soziologie 24, 58-68.

Kluge, U./Kricheldorff, C. (1998): Die Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros (BAS) – ein Netzwerk ist entstanden. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 337-341.

Kohli, M./Neckel, S./Wolf, J. (1997): Krieg der Generationen? Die politische Macht der Älteren. Funkkolleg Altern. Studienbrief 7, Studieneinheit 20, 3-36.

Krampitz, R. (1998): Erfahrungen mit dem Erzählcafé. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 248-251.

Kricheldorff, C. (1998): Kreativwerkstatt für Jung & Alt. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 245-248.

Lauterbach, W. (1991): Erwerbsmuster von Frauen. Entwicklung und Veränderungen seit Beginn des Jahrhunderts. In: Mayer K.U./Allmendinger, J./Huinink, J. (Hg.): Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a.M./New York, 23-56.

Lauterbach, W. (1995): Die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen. Zeitschrift für Soziologie 24, 22-41.

Lehr, U./Schneider, W.F. (1983): Fünf-Generationen-Familien: einige Daten über Ururgroßeltern in der Bundesrepublik Deutschland. In: Zeitschrift für Gerontologie, 16, 200-204.

Marbach J. H., (1994a): Der Einfluß von Kindern und Wohnentfernung auf die Beziehungen zwischen Eltern und Großeltern. In: Bien, W. (Hg.): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen, 77-111.

Marbach J. H., (1994b): Tauschbeziehungen zwischen Generationen: Kommunikation, Dienstleistungen und finanzielle Unterstützung in Dreigenerationenfamilien. In: Bien (Hg.): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen 163-196.

Mayer, K.U./Allmendinger, J./Huinink, J. (1991): Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a.M./New York.

Mayer, K.U./Baltes P.B. (Hg.) (1996): Die Berliner Altersstudie. Berlin.

Mayer, K.U./Wagner, M. (1996): Lebenslagen und soziale Ungleichheit im hohen Alter. In: Mayer, K.U./Baltes P.B. (Hg.): Die Berliner Altersstudie. 251-275.

Mohl,H. (1993): Die Altersexplosion. Droht uns ein Krieg der Generationen?, Stuttgart.

Motel, A./Szydlik, M. (1999): Private Transfers zwischen den Generationen. In: Zeitschrift für Soziologie, 28, 3-22.

Müller, C.W. (1996): „Erfahrungswissen älterer Menschen nutzen“. Die Darstellung des Gesamtprogramms eines zehnjährigen Berliner Feld-Experiments. In: Schweppe, C. (Hg.)

(1996): Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter. Weinheim/München, 75-86.

Münnich, M. (1997): Zur wirtschaftlichen Lage von Ein- und Zweipersonenhaushalten. Ergebnisse der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1993. In: Wirtschaft und Statistik, 2, 120-135.

Naegele G. (1992): Zwischen Arbeit und Rente. Gesellschaftliche Chancen und Risiken älterer Arbeitnehmer. Augsburg.

Naegele G./Tews H.P. (Hg.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen.

Niederfranke, A. (1992): Ältere Frauen in der Auseinandersetzung mit Berufsaufgabe und Partnerverlust. Stuttgart/Berlin/Köln.

Nittel, D. (1989): Report: Alternsforschung. Frankfurt/M., Pädagogische Arbeitsstelle Deutscher Volkshochschul-Verband.

Olbermann, E./Reichert, M. (1993): Hochaltrigkeit und Strukturen gesundheitlicher und pflegerischer Versorgung. In: Naegele Gerd/Hans Peter Tews (Hg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen, 200-214.

Olbrich, E., (1997): Das Alter: Generationen auf dem Weg zu einer „neuen Alterskultur"? In: Liebau E (Hg.): Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft. Weinheim/München, 175-194.

Ozawa, M.N. (1999): The Economic Well-Being of Elderly People and Children in a Changing Society. In: Social Work 44 (1), 9-19.

Papastefanou, C. (1992): Mütterliche Berufstätigkeit in der Übergangsphase zur „Nach-Elternschaft". In: Brüderl, L./Petzold, B. (Hg.): Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Weinheim/München, 212-223.

Prinz, K. (1994): Erwerbsverläufe und Alterssicherung von Frauen. In: Bäcker, G./Stolz-Willig, B. (Hg.): Kind, Beruf, soziale Sicherung: Zukunftsaufgaben des Sozialstaates. Köln, 236-265.

Quack, S. (1993): Dynamik der Teilzeitarbeit: Implikationen für die soziale Sicherung von Frauen. Berlin.

Roloff, J. (1996): Alternde Gesellschaft in Deutschland. Eine bevölkerungsstatistische Analyse. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B35/96, 3-11.

Rosenkranz, D. (1996): Folgen familialen Wandels für die Pflege älterer Menschen. In: Buba, H.P./Schneider, N. (Hg.): Familie. Opladen, 209-218.

Rosenmayr, L. (1992): Streit der Generationen? Lebensphasen und Altersbilder im Umbruch. Wiener Vorlesungen im Rathaus. Bd. 23, Wien.

Rosow, I. (1963): The aged, family and friends. New York.

Rossi, A.S./Rossi, P.H. (1990): Of Human Bonding. Parent-Child Relations Across the Life Course. New York.

Rückert, W. (1997): Von Mensch zu Mensch. Hilfe und Pflege im Alter. In: DIFF (Hg.): Funkkolleg Alter, Studieneinheit 18, 4-31.

Runde P. u.a. (1996): Einstellungen und Verhalten zur Pflegeversicherung und zur häuslichen Pflege. Veröffentlichungsreihe der Universität Hamburg, Arbeitsstelle für Rehabilitations und Präventionsforschung.

Rürup, B. (1996): Hält der Generationenvertrag? Soziale Sicherung im Alter. In: DIFF (Hg.), Funkkolleg Altern. Studieneinheit 16, Studienbrief 6.

Schmähl, W. (1997): Armut und Reichtum. Einkommen und Konsumverhalten älterer Menschen. In: DIFF (Hg.): Funkkolleg Altern, Studienbrief 5. Tübingen, 13/1-13/59

Schneekloth, U. (1996): Entwicklung von Pflegebedürftigkeit im Alter. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 29, 11-17.

Schneekloth, U./Potthoff, P. (1993): Hilfe- und Pflegebedürftigkeit in privaten Haushalten. Bericht zur Repräsentativerhebung im Forschungsprojekt „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung“. Stuttgart/Berlin/Köln.

Schulz, E./Kirner, E. (1992): Das „Drei-Phasen-Modell“ der Erwerbsbeteiligung von Frauen – Begründung, Norm und empirische Relevanz. In: Ott, N./Wagner, G. (Hg.): Familie und Erwerbstätigkeit im Umbruch. Berlin, 17-55.

Schütze, Y. (1989): Pflicht und Neigung. Intergenerationelle Beziehungen zwischen Erwachsenen und ihren alten Eltern – Ergebnisse einer Pilotstudie. In: Zeitschrift für Familienforschung, 1 (3), 72-102.

Schütze, Y./Wagner, M. (1995): Familiale Solidarität in den späten Phasen des Familienverlaufes. In: Nauck, B./Onnen-Isemann, C. (Hg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Neuwied/Kriftel/Berlin, 307-327.

Sommer, B. (1994): Entwicklung der Bevölkerung bis 2040. In: Wirtschaft und Statistik, H. 7, 497-503.

Sommer, L. (1998): Das „neue Ehrenamt“: Bedingungen und Ausprägungen. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig. 15-20.

Statistisches Bundesamt (1998): Statistisches Jahrbuch 1998.

Stiehr, K./Schumacher, J. (1998): Die Angst des Hauptamtlichen vor den Ehrenamtlichen...Erste Eindrücke und Vorschläge zur Verbesserung einer schwierigen Beziehung. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 203-208.

StMAS 1999: Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Gesundheit (Hg.) (1999): Innovative Altenarbeit. Ideenbörse: Projekte aus der Altenarbeit und Altenhilfe in Bayern. München.

Stolz-Willig, B. (1991): Vereinbarkeit von Beruf und Familie – Teilzeitarbeit und Familienpause als Königsweg? In: WSI-Mitteilungen 2, 67-74.

Szydlik, M. (1995): Die Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern – und umgekehrt. In: Zeitschrift für Soziologie, 24 (2): 75-94.

Szydlik, M. (1998): Lebenslange Solidarität. Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Habilitationsschrift. Freie Universität Berlin.

Szydlik, M. (1999): Erben in der Bundesrepublik Deutschland. Zum Verhältnis von familialer Solidarität und sozialer Ungleichheit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 51, 80-104.

Tartler, R. (1961): Das Alter in der modernen Gesellschaft. Stuttgart.

Templeton, R./Bauereiss, R. (1994): Kinderbetreuung zwischen den Generationen. In: Bien, W. (Hg.), (1994): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen, 249-266.

Tews, H.P. (1979): Soziologie des Alterns. Heidelberg.

Tews, H.P. (1993): Bildung im Strukturwandel des Alters. In: Naegele G./Tews H.P. (Hg.) Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen, 234-248.

Tews, H.P. (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegele G./-Tews H.P. (Hg.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen, 15-42.

Thomas, F. (1998): Zusammenarbeit mit Seniorenvertretungen. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 330-332.

Ueltzhöffer, J. (1999): Generationenkonflikt und Generationenbündnis in der Bürgergesellschaft. Ergebnisse einer sozialempirischen Repräsentativerhebung in der Bundesrepublik Deutschland 1999. Ein Bericht des Sozialwissenschaftlichen Instituts für Gegenwartsfragen Mannheim (SIGMA), Stuttgart: Sozialministerium Baden-Württemberg (Geschäftsstelle bürgerschafliches Engagement).

Vaskovics, L. A. (1989): Familienabhängigkeit junger Erwachsener und Familienzyklus. In: Betram, H. u.a. (Hg.): Blickpunkt Jugend und Familie. Internationale Beiträge zum Wandel der Generationen. München. 373-390.

Vaskovics, L.A./Buba, H.P./Eggen, B./Junge, M. (1990): Forschungsbericht zum Projekt „Familienabhängigkeit junger Erwachsener und ihre Folgen." Universität Bamberg.

Voges, W. (1996): Soziologie des höheren Lebensalters. Eine Einführung in die Alterssoziologie und Altenhilfe. Augsburg.

Wagner, M. (1989): Räumlich Mobilität im Lebensverlauf. Stuttgart.

Walter, W. (1991): Familien, Netzwerke und Soziale Unterstützung. Ergebnisse aus der Umfrageforschung. Materialien Nr. 10, Forschungsschwerpunkt Gesellschaft und Familie. Konstanz.

Walter, W. (1997): Unterhaltsrecht und Generationenvertrag. In: Mansel, J./Rosenhal, G./Tölke, A. (Hg): Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung. Opladen. 74-84.

Wand, E. (1986): Ältere Töchter alter Eltern. Zur Situation von Töchtern im 6. und 7. Lebensjahrzehnt. Stuttgart u.a.

Wentowski, G.J. (1981): Reciprocity and the Coping Strategies of Older People: Cultural Dimensions of Network Building. The Gerontologist, 21, 6, 600-609.

Willms, A. (1983): Segregation auf Dauer? Zur Entwicklung des Verhältnisses von Frauen- und Männerarbeit in Deutschland, 1882 – 1980. In: Müller, W./Willms, A./Handl, J.: Strukturwandel der Frauenarbeit 1880 – 1980. Frankfurt, M./New York, 107-181.

Wolf, J. (1990): Krieg der Generationen? Sozialstaatliche Verteilung und politische Handlungspotentiale Älterer in der „alternden" Gesellschaft. In: Prokla 20, 99-117.

Woll-Schumacher, I. (1994): Soziale Schichtung und Alter. In: Geißler, R. (Hg.), Soziale Schichtung in Deutschland. Stuttgart, 220-249.

Zimmermann, G. (1998): Bedeutung und Perspektiven von Seniorenbüros. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Köln/Leipzig, 20-25.

Anhang

Tab. 1: Anteil der jeweiligen Altersgruppe an der Gesamtbevölkerung 1900 bis 2040 (in %)

	Altersgruppe					
Jahr	0-6	6-15	15-20	20-45	45-65	65+
1900	15,5	19,3	9,4	35,6	15,3	4,9
1910	14,5	19,7	9,7	35,9	15,3	5,0
1925	11,4	14,3	10,5	38,8	19,2	5,8
1939	10,0	13,3	8,7	39,1	21,1	7,8
1950	7,9	15,3	7,3	34,5	25,4	9,7
1960	9,4	12,2	6,9	33,2	26,8	11,6
1970	9,1	14,0	6,8	34,0	22,2	13,8
1980	6,2	12,0	8,5	36,0	21,8	15,5
1990	6,7	9,5	5,5	38,0	25,4	14,9
1995	6,1	10,1	5,4	37,8	25,1	15,6
2000	5,5	10,1	5,6	36,7	25,9	16,1
2010	4,7	8,2	5,6	33,2	28,5	19,9
2020	4,7	7,4	4,5	30,1	31,6	21,7
2030	4,2	7,4	4,4	28,8	28,4	26,7
2040	3,9	6,8	4,4	27,0	27,4	30,6

Quelle: Backes/Clemens 1998, 34.

Tab. 2: Entwicklung demographischer „Lasten"-Quotienten von 1900 bis 2040

Jahr	Jugendquotient (Personen unter 20 J.)	Altenquotient (Personen über 65 Jahre)
1900	86,8	9,6
1950	50,8	16,3
1980	46,3	26,9
1995	34,3	24,7
2000	33,9	25,7
2010	29,9	32,2
2020	26,9	35,1
2030	28,1	46,8
2040	27,4	56,2

Quelle: Backes/Clemens 1998: 36.

Tab. 3: Familienstand der Personen ab 60 Jahren nach Altersgruppe, 1995 (in %)

Altersgruppe von .... bis unter ... Jahren	Von der Bevölkerung waren männlich ledig	verh.	verw.	gesch.	weiblich ledig	verh.	verw.	gesch.
60-65	5,4	84,8	4,4	5,4	5,8	68,9	18,7	6,7
65-70	3,9	84,7	7,5	3,8	7,4	57,4	29,5	5,7
70-75	3,1	82,1	11,8	2,9	9,0	41,6	44,1	5,3
75-80	2,8	77,1	17,7	2,4	8,1	26,1	60,9	4,9
80 u. älter	3,7	55,2	39,2	1,7	8,1	9,8	78,9	3,2

Quelle: Backes/Clemens 1998: 44

Tab. 4: Durchschnittliche Höhe der monatlichen Geldleistungen aus „Regelsystemen" der Alterssicherung. Betrag in DM vor Steuern. Bezieher bzw. Bezieherinnen ab 55 Jahren 1992

	Eigene Renten		abgeleitete Renten
	Frauen	Männer	Frauen
Gesetzliche Rentenversicherung	753	1859	1038
davon „neue Länder"	822	1272	489
Beamtenversorgung	3237	3428	1870
Landwirtschaftliche Altershilfe	444	706	435

Quelle: BMA 1994 nach Schmähl 1997: 19.

Tab. 6: Nettoeinkommen von Ehepaaren und Alleinstehenden, Bezugsperson 65 Jahre und älter, 1995

Haushaltstyp	Durchschnittseinkommen/ Monat	Zahl der Haushalte in 1.000
West		
Ehepaare	3.769	2.734
Alleinstehende Männer	2.710	859
Alleinstehende Frauen	2.078	4.401
Ost		
Ehepaare	3.118	552
Alleinstehende Männer	2.044	168
Alleinstehende Frauen	1.812	1.010
insgesamt		9.724

Quelle: ASiD '95 nach Backes/Clemens, 1998: 178.

Tab. 7: Anteil der Personen in Klassen von Vielfachen des durchschnittlichen Nettoäquivalenzeinkommens nach sozialen Gruppen in alten und neuen Bundesländern, 1993 (in %)

	Relative Einkommensposition	Armutsquote (Weststandard)[1]
Neue Bundesländer		
Alle	100	17,3
Arbeitslose	82,2	32,0
Haushalte mit Kind(ern)	90,4	23,6
1-Eltern mit Kind(ern)	69,7	50,0
Alter ab 65 Jahre	98,0	8,8
Alte Bundesländer		
Alle	100	11,5
Arbeitslose	75,7	32,1
Haushalte mit Kind(ern)	82,1	15,6
1-Eltern mit Kind(ern)	66,4	32,2
Alter ab 65 Jahre	97,0	8,7

Legende: Armutsquote Weststandard bedeutet, daß die Bezugsgröße für die relative Armut das durchschnittliche Einkommen im Westen war und 50% davon als die Schwelle für Armut gilt. Das heißt: Haushalte, die darunter liegen gelten als relativ arm. Quelle:Hauser/Wagner 1994.

Tab. 8: Soziale Schicht von Männern und Frauen nach dem Alter (gewichtet, in %)

Schicht	Männer			Frauen		
	Gesamt	70-84	85+	Gesamt	70-84	85+
Unterschicht	8,0	8,6	4,7	9,4	8,4	13,2
Untere Mittelschicht	22,4	19,7	36,9	18,1	19,6	12,3
Mittlere Mittelschicht	26,4	26,3	26,5	26,8	22,6	42,8
Gehobene Mittelschicht	28,5	29,7	21,6	36,3	40,2	21,4
Obere Mittelschicht	14,8	15,6	10,3	9,4	9,2	10,2

Quelle: Mayer/Wagner 1996, 260.

Tab. 8: Erwerbsquoten von Frauen im Alter von 15 bis 65 Jahren in Westdeutschland 1977, 1990 und 1997

Alter in Jahren	1977	1990	1997
20 – 24	70,5	75,7	68
25 – 29	58,8	71,6	76
30 – 34	52,3	66,9	75
35 – 39	51,3	68,0	76
40 – 44	52,2	69,4	79
45 – 49	50,1	66,7	77
50 – 54	47,4	57,8	70
55 – 59	39,3	43,8	55
60 – 65	13,5	12,5	12

Legende: Anteil der Erwerbspersonen an der Gesamtbevölkerung entsprechenden Alters und Geschlechts. Quelle: Das BMFJ 1993, 124; Statistisches Jahrbuch 1998, 101.

Tab. 11: Teilzeitquote von Frauen 1971, 1976 und 1988 nach Altersgruppen

Altersgruppe	1971	1976	1988
20-25	2,7	6,4	5,5
25-30	-	13,3	12,5
30-35	10,8	17,5	18,6
35-40	-	17,9	22,3
40-45	12,8	16,6	23,1
45-50	-	14,4	23,1
50-55	11,6	12,1	19,4
55-60	-	8,9	12,7
60-65	5,7	3,3	2,8

Legende *Teilzeitquote ist der Anteil der Teilzeitbeschäftigten an der jeweiligen Altersgruppe der Erwerbsbevölkerung.*
Quelle: Quack 1993: 248.

Tab. 13: Koresidenz der erwachsenen Kinder mit ihren Eltern (in %)

Entfernung	Alle	West	Ost
Weiter entfernt	15,9	15	15,4
And. Ort (max. 2Std.)	33,4	34,2	33,2
Gleicher Ort	24,7	24,1	28,1
Nachbarschaft	12	12,5	10,5
Haus	7,4	7,8	6,5
Haushalt	6,6	6,6	6,3

Quelle: *Szydlik 1998: 104.*

Tab. 14: Kontakthäufigkeit nach Geschlecht (in %)

	Alle	Frau	Mann
Nie	1,8	1,6	1,9
Seltener	2,9	2,5	3,3
Mehrmals im Jahr	6,5	6	6,9
1 bis 3mal im Monat	13,8	11,5	16
Einmal pro Woche	22,8	23,2	22,3
Mehrmals pro Woche	28,7	28,4	28,9
Täglich	23,6	26,7	20,6

Quelle: *Szydlik 1998: 120.*

Tab. 15: Kontakte mit Eltern nach Lebenssituation der mittleren Generation (in %)

Besuchskontakte mit Mutter	25-34 Jahre Paar ohne Kinder	25-34 Jahre Paar mit Kindern	35-55 Jahre Paar ohne Kind	35-55 Jahre Paar mit Kindern
Täglich	13	16	12	15
Mehrmals wöch.	23	23	19	16
Einmal die Woche	23	22	17	23
Einmal im Monat	18	16	22	17
Seltener	23	23	29	28

Quelle: Diewald 1993: 740.

Tab. 16: Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und Eltern

	Alle	Frau	Mann
Flüchtig	2	1,5	2,5
Weniger eng	5,9	5,5	6,3
Mittel	16,4	14,2	18,5
Eng	39,8	37,4	42,1
Sehr eng	35,9	41,4	30,5

Legende: Aus der Perspektive der Befragten im Alter zwischen 40 und 85 Jahren, die Eltern haben. Quelle: Szydlik 1998: 116.

Tab. 17: Hilfen zwischen (Schwieger)Eltern und erwachsenen Kindern

Perspektive der Befragungsperson, mittlere Generation *	(Schwieger)Eltern	erwachsene Kinder
Monetäre Transfers von	10,3	2,1
Monetäre Transfers an	1,7	24,0
Haushaltshilfe von	6,7	14,8
Haushaltshilfe an	25,3	9,9
Pflege an	12,3	0,2
Enkelbetreuung an	-	34,6
Rat von	17,4	47,5
Trost von	15,8	44,0

Legende: Bei den Befragten handelt es sich um Personen zwischen 40 und 85 Jahren. Quelle: Eigene Darstellung nach Szydlik 1998: 108.